

Gefühls-erbbschaft erbbschaften im Umbruch

PERSPEKTIVEN, KONTROVERSEN,
GEGENWARTSFRAGEN

HRSG.

Zentralwohlfahrtstelle der Juden in Deutschland e.V.

Marina Chernivsky | Jana Scheuring



Gefühle Gemeinschaften im Umbruch

**PERSPEKTIVEN, KONTROVERSEN,
GEGENWARTSFRAGEN**

HRSG.

**Zentralwohlfahrtstelle der Juden
in Deutschland e.V.**

Marina Chernivsky | Jana Scheuring







Zentralwohlfahrtsstelle
der Juden in Deutschland e.V.











Vorwort

Benjamin Bloch

Die Zentralwohlfahrtsstelle wurde 1917 als »Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden« mit dem Ziel gegründet, die vielfältigen sozialen Einrichtungen der jüdischen Gemeinschaft zu unterstützen, zu koordinieren und zu vernetzen. 1939 wurde die Zentralwohlfahrtsstelle zwangsaufgelöst und 1943 endgültig zerschlagen. Im Jahre 1951 konnte der Verband unter seinem heutigen Namen »Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland« – ZWST – wiedergegründet werden. 2017 feiert die ZWST ihr hundertjähriges Bestehen.

Unter den schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit war die ZWST ausgesprochen aktiv. Ihre primäre Aufgabe war die Soziale Arbeit – die Aufnahme und Versorgung der Überlebenden, Vertriebenen und Geflüchteten. Dazu gehörten in erster Linie die Kinder- und Jugendhilfe, Seniorenarbeit, Bildung, Beratung und Begleitung von Menschen, die in Deutschland im Zuge der Verfolgung und Enteignung Zuflucht gesucht haben bzw. in ihr Heimatland Deutschland zurückgekehrt waren. Mit Beginn der Einwanderung aus der Sowjetunion stand 1989 die Versorgung und Begleitung von jüdischen Kontingentflüchtlings wieder im Fokus ihrer Tätigkeit.

Heute ist die ZWST Mitglied in der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege (BAGFW). Als Dachorganisation vertritt die ZWST die jüdischen Gemeinden sowie Landesverbände auf dem Gebiet der jüdischen Sozialarbeit und ist bundesweit aktiv. Ihr Auftrag liegt vor allem in der Aus- und Weiterbildung der professionellen (jüdischen) Sozial- und Jugendarbeit, der Stärkung des Ehrenamtes, der Migrationsberatung sowie der Ausweitung psychosozialer Betreuungsmaßnahmen.

Politische Bildung ist ebenfalls ein wichtiges Anliegen der ZWST. Seit vielen Jahren setzt sich die ZWST für die Entwicklung einer gerechten und demokratischen Gesellschaft ein. Im Rahmen dieses

Engagements entstand das Projekt *Perspektivwechsel*, das bis zur Gründung des Bundesprogramms *Demokratie leben!* im Jahre 2015 maßgeblich in Thüringen umgesetzt wurde. Unterstützt durch Bund und Land entwickelte das Modellprojekt innovative Bildungsformate im Bereich der Antisemitismus- und Rassismusprävention, organisierte zahlreiche Fort- und Weiterbildungen sowie Fachkonferenzen für Multiplikator*innen im Bereich der gesellschaftspolitisch orientierten Bildungs- und Sozialarbeit und veranstaltete großangelegte Fachveranstaltungen zu gesellschaftlich bedeutsamen Themen sowie projektbezogenen Fragestellungen.

Mit einer dreitägigen Fachtagung *Aus der Geschichte lernen* startete 2007 die Tagungsreihe von *Perspektivwechsel*. Diese jährlichen Konferenzen boten Raum für wissenschaftliche Impulse, Diskursanalysen sowie praxisbezogene Reflexionen. Mit der Tagung *Gefühlserbschaften im Umbruch* hat das Projekt ein Thema aufgemacht, welches einen kritischen Blick auf die Generationsbeziehungen der Nachkriegsgesellschaft sowie die langanhaltende Wirkungsgeschichte der Shoah ermöglicht und den Faden bis heute spannt.

Die ZWST bedankt sich bei allen Partnern und Unterstützern, die unsere Fachkonferenzen über die Jahre ermöglicht haben. Wir danken dem Bundesprogramm *Demokratie leben!* für die Möglichkeit, diesen Sammelband im aktuellen Bundesprogramm herauszugeben. Wir danken dem Landesprogramm *Denk Bunt* und dem *Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien* (Thillm), der *Sparkasse Finanzgruppe Hessen Thüringen* für ihre langjährige Unterstützung und Förderung unserer Arbeit.



GEFÜHLSERBSCHAFTEN DES NATIONALSOZIALISMUS *Perspektiven, Kontroversen, Gegenwartsfragen*

- 22 Einführung und Begriffsentwerrung
Marina Chernivsky
- 28 Umgang mit Nationalsozialismus in den Familien und
seine transgenerationalen Wirkungen und Folgen
Ute Althaus
- 42 Szenisches Erinnern der Shoah
*Über transgenerationale Tradierungen extremen
Traumas in einer Überlebenden-Familie*
Kurt Grünberg
- 64 »Wollen Sie uns hier etwa über den Holocaust erzählen?«
*Zur mehrfachen Traumatisierung jüdischer
Einwander*innen aus der ehemaligen Sowjetunion
im Nationalsozialismus*
Julia Bernstein



GEFÜHLSERBSCHAFTEN AUS OSTDEUTSCHEN PERSPEKTIVEN *Familiengedächtnis und Tradierungslinien*

- 76 Gefühlserbschaften aus ostdeutschen Perspektiven
Die Notwendigkeit eines weiteren Blickwinkels
Jana Scheuring
- 92 Gefühlserbschaften aus ostdeutschen Perspektiven
Ein Interview mit Angelika Nguyen und Heike Radvan
- 106 Zwischen Internationaler Solidarität und
Alltagsrassismus
Fremd-Sein in der DDR
Angelika Nguyen

- 110 Antisemitismus in der DDR
Die Notwendigkeit eines öffentlichen Diskurses
Heike Radvan
- 120 Gefühlserbschaften aus ostdeutschen Perspektiven
Ein Interview mit Ines Geipel
- 132 Das Gedächtnis der Angst
Vom Schweigen in der Diktatur
Ines Geipel



AUSBLICK

- 150 Zwischen Generationen:
*Wirkungsgeschichte des Nationalsozialismus
und familienbiographische Reflexion der
Enkel*innen-Generation in Form einer mehrjährigen
Interviewsgruppe*
Marina Chernivsky
- 164 Mein Großvater, der Krieg und ich
Zugehörigkeit ohne Zerwürfnis
Christiane Friedrich
- 174 Generationen im Dialog über Geschichte
Ein Projekt des Anne Frank Zentrums
Bianca Ely und Christine Wehner

ANHANG

- 186 Autor*innen
- 190 Impressum

9

GEFÜHLSERBSCHAFTEN
DES NATIONALSOZIALISMUS

*Perspektiven, Kontroversen,
Gegenwartsfragen*

Einführung und Begriffsentwerrung

Marina Chernivsky

»Neues Wissen verband sich mit altem Wissen, etwas, was verschlossen gewesen war, war freigelegt worden, etwas was verborgen gewesen war, war enthüllt worden.« (Doron 2011, 206)

Die Wahrnehmung der Gegenwart ist häufig geprägt durch Vergangenheiten, die nicht unsere eigenen sind. Diese haben wir nicht erlebt, aber sie wirken in uns weiter und machen es uns genauso unmöglich, darüber zu sprechen, wie nicht darüber zu sprechen. Die Geschichte des Nationalsozialismus ist eine familienbiographische und gleichzeitig eine kollektive Angelegenheit. Sie gilt bis heute als nicht überwunden, sie prägt im Wesentlichen die Beziehungen der Generationen nach 1945 untereinander und nimmt Einfluss auf Positionierungen der Einzelnen sowie das gesamte Selbstbild der Gesellschaft heute. Ihr machtvollcs Nachwirken macht sich beispielsweise darin bemerkbar, wie die gruppenbezogenen Ressentiments sowie die aktuell-politischen Stimmungslagen gesellschaftlich wahrgenommen, gedeutet und eingeordnet werden. Das Erbe des Nationalsozialismus ist also in doppelter Hinsicht relevant: einerseits in der Familie zwischen den Generationen, anderseits in den öffentlichen Debatten, Erinnerungsritualen wie auch Selbstverständnissen von Bildungsinstitutionen.

Zeitlich gesehen ist der Nationalsozialismus ein relativ kurzer Abschnitt. Biographisch betrachtet hat dieser

historische Zeitraum Folgen und Spuren hinterlassen, die am Körper, in der Psyche und im Gedächtnis der Nachkommen bis heute nachwirken.

In welcher Weise gehen die kollektive Geschichte und die Familienvergangenheit ineinander über? Wie kommt es dazu, dass die nicht persönlich erlebten Ereignisse sowie Beteiligungen an die Nachkommen weitergereicht werden? Was genau wird da weitergegeben: die Schuld, das Unbehagen, die Trauma-

✱

*ta? Wer sind die Empfänger*innen dieser Botschaften? Welche Emotionen, Gefühle, Tabus, Loyalitätskonflikte hängen damit zusammen, und welchen Einfluss hat dieses Erbe auf die Vorstellungen von ›anderen‹ Menschen und Gruppen? Und worauf kommt es schließlich an, wenn wir, so unterschiedlich wie wir sind,*

über das Erbe des Nationalsozialismus und des Holocaust gemeinsam nachdenken wollen?

Das Phänomen der transgenerationalen Weitergabe ist inzwischen Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung. Das familienbiographische Gedächtnis wird hier etwas genauer betrachtet, denn es scheint ein wichtiger Gedächtnisraum zu sein, in dem die imaginative Vergangenheit eine viel wichtigere Rolle spielt als die dokumentarische Faktizität. Das betrifft vor allem die unausgesprochenen und lange beschwiegenen Erfahrungen der älteren Generationen – Erfahrungen von traumatischer Qualität, die mangels Bewältigung abgespalten wurden und darum psychisch nicht wirklich integriert und verarbeitet werden können (vgl. Lohl/Morè 2014, 7). So werden die Beteiligungen an oder Duldungen von Verbrechen des Nationalsozialismus

Mit dem in dieser Publikation verwendeten * soll die Infragestellung traditioneller Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit sichtbar gemacht und alle Menschen mitgedacht werden, die sich in dieser Binartität nicht wiederfinden.

an unbeteiligte, nicht involvierte Kinder weitergegeben und durch die Enkelkinder immer noch als schuld- und schamvoll erlebt. Auf diese Weise werden auch die Traumata der Verfolgung extremen Ausmaßes durch Überlebende der Shoah an ihre Nachkommen weitergereicht, ohne dass es den Kindern und gar Enkelkindern bis heute möglich ist, diesem Erbe vollständig zu entinnen. Wer mit überwältigenden Erinnerungen, aber auch mit versteckten oder widersprüchlich erzählten Geschichten aufgewachsen ist, kann von Geschichten beherrscht werden, die der eigenen Bewusstwerdung vorausgegangen sind. Damit stellt sich die Frage, was Generationen der Täter- und Opferfamilien voneinander unterscheidet, was sie verbindet und welche Rolle dabei die bewusste wie unbewusste Tradierung spielt.

11

Die Fachtagung ›Gefühlserbschaften im Umbruch‹¹ wurde mit dem Ziel konzipiert, das *emotionale Erbe* des Nationalsozialismus – die sogenannten Gefühlserbschaften – zu thematisieren und seine individuellen wie auch gesellschaftlichen Wirkungen interdisziplinär in den Blick zu nehmen. Aufgrund dieser Transdisziplinarität ergeben die Tagungsbeiträge kein einheitliches oder eindimensionales Bild, sondern gehen

Die Tagung ist Bestandteil des Modellprojekts ›Perspektivwechsel Plus‹ der zwst in Kooperation mit dem Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien (Thillm), gefördert durch das Bundesprogramm ›Demokratie leben!‹ und das Thüringer Ministerium für Bildung, Jugend und Sport im Rahmen des Thüringer Landesprogramms ›Denk Bunt!‹.

auf verschiedene Teilaspekte der Thematik ein und stellen Verbindungen zu gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Debatten her. Sowohl die Fachtagung als auch diese Publikation sind ein Versuch, das Persönliche mit dem Kollektiven zu verweben und die Notwendigkeit einer *psycho-historischen* Betrachtung zu begründen.

Die vorherrschende Dominanz kognitivistischer Ansätze in der Forschung und Bildung hat bisher dazu geführt, dass Emotionen und Bedürfnisse – *die Scham, das Verdrängen, die Abwehr* – nahezu komplett aus dem Blick geraten sind. Resultate sind ein fortschreitendes Beschweigen, die fakten-trockene Aufklärung und die verkrampften Versuche der Pädagogik, das Unerklärliche und Monströse, das zwischen den Generationen liegt, faktenfokussiert zu erklären, moralisch anzuprangern oder im Ansatz zu verbieten. Durch zeitliche Distanz und eine langsame Kehrtwende der pädagogischen Herangehensweisen gelingt es uns heute vielleicht doch etwas besser, die moralischen Verstrickungen, Beschwiegenheiten und Loyalitätskonflikte der vorangegangenen Generationen zu verstehen sowie die damit einhergehenden Ressentiments-Weitergaben zu erkennen und zu benennen.

Mit diesem Tagungsband stehen wir offensichtlich vor der Aufgabe, die Bedeutung der offiziellen Geschichtsschreibungen und -erzählungen mit der Geschichte der Einzelnen zusammen zu denken und ganzheitlich zu betrachten. Das bedeutet unter anderem, den schattenreichen historischen Kontext mit je eigenen Familiengeschichten zu verbinden, aber auch Erfahrungen ›der Anderen‹, deren Vorgenerationen nicht aus demselben historischen Erlebnisraum hervorgegangen sind, sichtbar werden zu lassen. Gerade in der Anerkennung und dem Wissen um die Verbundenheit von kollektiven und individuellen Prägungen entsteht die Fähigkeit, die *eigenen* Gefühlserbschaften zu begreifen und gleichzeitig die Narrative der anderen zu erspüren. Ein Tagungsraum, der mit vielen divergenten

Perspektiven versehen ist, ist gleichzeitig eine außergewöhnliche Gelegenheit für einen Neubeginn der Eigenreflexion und des Dialogs, der erst dann möglich ist, wenn es unterschiedlichen Menschen und Gruppen in ein und demselben Begegnungsraum gelingt, ins Gespräch zu kommen, ohne die gegensätzlichen oder anderen Perspektiven und Geschichten vergleichen oder angleichen zu wollen, oder diesen Narrativen eine dominante Sicht aufzuzwingen.



LITERATUR

Doron, Lizzy 2011 | *Das Schweigen meiner Mutter* | Deutscher Taschenbuch-Verlag | München.
Lohl, Jan / Moré, Angela (Hg.) 2014 | *Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus* | Psychosozial-Verlag | Gießen.

Umgang mit dem Nationalsozialismus innerhalb der Familien und seine transgenerationalen Wirkungen und Folgen

Ute Althaus

Gefühlserbschaften des Nationalsozialismus sind heutzutage ein sehr brisantes Thema. Angesichts der jüngsten sozial-politischen Entwicklungen in Deutschland und der Welt sowie der immer lauter werden Rufe nach geschlossenen Grenzen gewinnt es immer mehr an Bedeutung. Es stellt uns gleichzeitig auf die Probe, wie viel wir aus dem Zivilisationsbruch des Nationalsozialismus gelernt haben und ob und wie uns die Aufarbeitung dieser grauenvollen Geschichte heute helfen kann. Können wir uns den gesellschaftlichen Umbrüchen möglichst in ihrer Wirklichkeit stellen und Notwendiges von nicht Notwendigem, zum Teil Propagandistischem, unterscheiden?

Der Nationalsozialismus war eine Zeit, in der das Mitgefühl abgezogen wurde – die Kinder sollten ›hart wie Stahl, zäh wie Leder und flink wie Windhunde sein‹ – und die Propaganda von der arischen als der wertvollsten aller ›Rassen‹ zum Völkermord führte. Wie wurde mit diesem Zivilisationsbruch nach dem Krieg in der deutschen Gesellschaft umgegangen?

Ich werde in meinem Artikel zuerst über den Umgang mit dem Nationalsozialismus nach dem Krieg in der Gesellschaft und in den Familien reden, dann darüber, wie sich dieser Umgang auf die Kinder, die in diesem Umfeld aufwuchsen, auswirkte, und welche Prägungen er in ihrer Psyche hinterlassen hat. In diesem Kontext werde ich über Mitgefühl, inneren Groll, Hass, über Ängste und den Umgang mit ›dem Fremden‹ sprechen.

1946 beschreibt ein Jude, der als einziger seiner Familie den Holocaust überlebt hatte, die Deutschen nach dem Krieg wie folgt:

»Irgendwie sind sie doch so ruhig; kein Treissel (Erschüttertsein, Erbeben), keine Zerargentkeit (Gewissenspein) (...) so als wäre gar nichts passiert. Ein Volk, das unter der Sünde solch eines Mordes liegt (...) es fühlt sich so ruhig (...) die Zeit geht bei ihnen so normal, die Uhren stimmen auf die Sekunde, die Züge kommen zur Minute an (...) und sie schlafen zur rechten Zeit. Oder ist etwa ihre heutige Ruhe eine zusätzliche Bestätigung ihres gestrigen Mordes? (...) Keiner, der nicht weiss, würde zu behaupten wagen, dass dieses Volk

sich unter einem moralischen Zusammenbruch befindet (...) Solch eine Geruhsamkeit, solch eine steife Kälte, dass sie auf mich in meiner jüdischen Zerpeinigtkeit wie ein Messer wirken, mit dem man ein Beil einpresst.« (Kaminer 1997)

Entsprechende Eindrücke hatte auch Hannah Arendt, als sie 1950 ein erstes Mal nach dem Krieg wieder nach Deutschland kam.

»Der Anblick, den die zerstörten Städte in Deutschland bieten, und die Tatsache, dass man über die deutschen Konzentrations- und Vernichtungslager Bescheid weiss, haben bewirkt, dass über Europa ein Schatten tiefer Trauer liegt. Beides zusammen hat dazu geführt, dass man sich an den vergangenen Krieg schmerzlicher und anhaltender erinnert und die Angst vor zukünftigen Kriegen an Gestalt gewinnt. (...) Doch nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger gespürt und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, dass es keine Reaktion auf das Geschehen gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt.« (Arendt 1993)

Soweit die beiden jüdischen Zeitzeugen: Kein Entsetzen, keine Trauer. Das Verschwinden der Täter ist eine erneute Pein für die Opfer des Nationalsozialismus. Ralph Giordano spricht in diesem Zusammenhang von der ›zweiten Schuld der Deutschen‹ und meint damit, dass die Deutschen nach dem Krieg die Verantwortung für diesen grauenvollen Völkermord nicht übernommen hätten. Die Täter und Altnazis verschwanden und verschwinden oft bis heute noch im Gedächtnis der Familien, in Institutionen und im öffentlichen Raum.

Dieser Prozess der Verleugnung begann bereits vor Kriegsende: Saul Padover, ein amerikanischer Offizier, arbeitete 1944 und 1945 in einer Einheit für psychologische Kriegsführung und befragte deutsche Soldaten. Schon damals gab es, Padover zufolge, nur verschwindend wenige Personen, die sich selbst als Anhänger des NS-Systems bezeichneten – mehrheitlich findet die Nachrichteneinheit Menschen vor, die ihrer Darstellung nach mehr oder minder gezwungen, jedenfalls aus den verschiedensten Gründen Parteimitglieder usw. wurden, ohne vom Nationalsozialismus etwas zu halten und natürlich ohne je etwas selbst verschuldet zu haben. Was diese ›Muss-Nazis‹ Padover zufolge auszeichnet, ist das Fehlen jeglichen Schuldgefühls, dafür aber ein ungeheures Maß an Larmoyanz, ein ausgeprägt rassistisches

Feindbild gegenüber Russen, Polen und Osteuropäern überhaupt und eine gleichermaßen ausgeprägte Unterwürfigkeit den Amerikanern gegenüber (Welzer/ Möller/ Tschugnal 2002).

Meine Eltern reagierten nicht anders. Sie behaupteten nach dem Krieg, nie Nazis gewesen zu sein. Ich bin, Jahrgang '43, mit Familiengeheimnissen aufgewachsen. Es gab etwas, was ich nicht wissen sollte, und doch musste ich genau wissen, was nicht gefragt und über was nicht gesprochen werden durfte. Es war verwirrend. Ein solches Schweigegebot wird nicht verbal übermittelt, sondern durch Gesten, strafende Blicke, Wegschauen, ein schnelles Verändern des Themas und dergleichen mehr. Für das Kind wird dieses Verschwiegene dadurch zu einem Minenfeld, das zu betreten bedrohlich erscheint. Mit dem Unaussprechlichen, Unausgesprochenen ist das Kind alleine, ohne es mit jemandem teilen zu können; es ist ihm ausgeliefert. Eine dunkle, zähe Wolke, die es von Außen einhüllt und sich gleichzeitig in seiner Seelenlandschaft breit macht. Das Kind wird im Laufe seiner Entwicklung diese dunklen Leerstellen mit Inhalt zu füllen versuchen, sei es mit Gelesenem oder in der Familie Angedeutetem, zufällig Aufgeschnapptem. Das Verschwiegene, hinter dem sich die NS-Vergangenheit und NS-Taten der Eltern verbergen, hinterlässt Spuren in jedem einzelnen Familienmitglied. Ich hatte viele Jahre Angstträume, in denen SS-Stiefel vorkamen, obwohl ich damals von der Geschichte meiner Eltern noch nichts wusste.

Nach dem Tod meines Vaters, er starb 1992 mit 97 Jahren, fand ich in seinem Wäscheschrank den Briefwechsel zwischen meinen Eltern aus der Zeit, als er nach dem Krieg im Zuchthaus saß. Zusammen mit anderen Zeit-Dokumenten, welche die Zeit vor, während und nach dem Krieg beleuchteten, bekam ich Material in die Hand, um die Wirklichkeit hinter diesen Lügengeschichten, die mir als Kind und auch noch als Erwachsene erzählt wurden, zu eruieren. Vor der Auseinandersetzung mit den Dokumenten konnte ich die Lügengeschichten nicht als solche erkennen, es gab nur ein diffuses Gefühl von Unwirklichkeit, Ver-Rücktheit und davon, dass etwas nicht stimmen konnte.

Ich erzähle hier nur kurz meine Geschichte und werde einige Stellen aus den Zeitdokumenten meiner Familie zitieren. Meine Familie ist keineswegs ein Einzelfall, sondern ein Beispiel für viele.

Beide Eltern waren begeisterte Nazis. Mein Vater, ein Nazi der ersten Stunde, hat am Ende des Krieges als Kampfkommendant in

Ansbach wenige Stunden vor dem Einmarsch der Amerikaner einen jungen Widerstandskämpfer, der die Bevölkerung mit nächtlichen Plakataktionen zum Widerstand gegen die Nazis aufrief, persönlich gehängt. Diese Tat wurde im amerikanischen Heeresbericht veröffentlicht, mein Vater als der Täter dieser grauenvollen Hinrichtung in einem Gefangenenerlager gefunden und einem deutschen Gericht überstellt. Dieses verurteilte ihn 1947 wegen Totschlags zu 10 Jahren Zuchthaus, 1952 wurde er im Zuge einer grossen Amnestie für NS-Verbrecher vorzeitig begnadigt. In dieser Zeit sprach man von den ›Entnazifizierungsopfern‹, die Opfer des Nationalsozialismus dagegen blieben unerwähnt. Die Jahre seiner Haft wurden ihm 1969 als *Dienstjahre* anerkannt und zählten bei der Berechnung seiner Pension. Der Nationalsozialismus hat lange Schatten.

Alexander und Margarethe Mitscherlich stellten auf Grund von Alltagsbeobachtungen und Einzelfallstudien sowie 4000 Patientenakten der psychosomatischen Klinik Heidelberg nach dem Krieg fest, dass die meisten Deutschen nach dem Zusammenbruch des NS und der Niederlage im Krieg keine seelischen Krisen zeigten. Das ist der Ausgangspunkt ihres Buches ›Die Unfähigkeit zu trauern‹ (1967). Sie vertraten die These, dass die Deutschen nach dem Krieg das geliebte Objekt, ihren Führer, nicht wirklich aufgegeben, sondern in sich eingekapselt hätten, um einer Melancholie zu entgehen. Melancholie ist der Einbruch, Verlust des Selbstwertes, denn eine Führerverherrlichung war immer gleichzeitig auch eine Selbstverherrlichung als Herrenmensch und Mitglied der arischen Rasse. Die Nazis schlossen nach dem Krieg Hitler in sich ein, legten ihn quasi in eine innere »Krypta« (Torok/Abraham, zit. nach Lohl 2014) und bewahrten ihn dort.

Ich möchte das am Beispiel meines Vaters veranschaulichen. Mein Vater bewahrte Hitler nur indirekt in seiner Krypta; er bewahrte ihn, indem er sein Gedankengut bewahrte, Hitler aber zum Verräter dieses Gedankenguts erklärte.

Mein Vater schreibt in der Zeit seiner Haft in seinem Tagebuch: »Wir waren nicht absolut blödsinnig – 52 % und später über 90 % des ganzen Volkes (haben Hitler gewählt). Erst wenn man unbedingt wahr das ungeheure Vertrauen des Volkes erfaßt, wird auf der anderen Seite der Verrat Hitlers an diesen Millionen und an seiner eigenen Idee wirklich klar.«

Im Folgenden schreibt er weiter: »Als der äußere Verputz abzubrockeln begann, – für mich 1943 in Rußland bei der Beobachtung der

Goldfasanen« – (Seine Feldpostbriefe von '43,'44 zeigen keine kritische Distanz zum Nationalsozialismus und seinen Vorgesetzten.) – »waren wir bereits in der kritischen Phase dieses Krieges. Nun galt es erst einmal zu siegen! Nur die Lumpen, die ihr Volk nicht lieben, konnten ihre politische Meinung höher stellen. Aber wehe, wenn dieser Krieg gewonnen war!« (Das ist seine Schreibweise; er umgeht an dieser Stelle den Potentialis.) »Dann hätte in Deutschland eine Reinigung begonnen, die uns mit der Welt versöhnt hätte.«

Deutschland als Sieger, freigesprochen von allen Verbrechen, auf dem Vormarsch zum 1000-jährigen Reich! Die Verbrecher, die diesen (National)-Sozialismus verraten hätten, sind, laut meinem Vater, einfach zu benennen:

Ernst 28.7.1950 an Herta: »Der Kreis der Wissenden waren bei Hitler nach Ansicht des sicher kompetenten Anklägers in Nürnberg Prof. Kempner 200-300 Männer. Diese wirklich Wissenden sind alle von der alliierten Justiz erfaßt, soweit sie noch lebten. Es gibt heute erstaunlich viel Wissende, die gar nicht merken, welche Verantwortung damit verbunden sein kann.« (Althaus 2006)

Soweit das Beispiel meines Vaters, bei welchem die Kryptisierung des nationalsozialistischen Gedankenguts so deutlich ausgesprochen wird. Weiterhin ist die Schuldabwehr ersichtlich. Schuld waren immer die anderen, das zieht sich durch alle Schriften beider Eltern. Keine Selbstreflektion, kein Innehalten, um das eigene Handeln zu hinterfragen. Das hat mich bei der Bearbeitung der Dokumente immer wieder erschüttert.

Das Gedankengut des Nationalsozialismus bleibt also erhalten und mit ihm auch die Haltungen, die ihn ermöglichten. Man stilisierte sich zum ›Herrenmenschen‹, und alles, was nicht in dieses idealisierte Bild passte, wurde nach außen projiziert und dort bekämpft. Selbstidealisation auf der einen Seite und Hass auf alles Fremde auf der anderen Seite waren die Fundamente des Nationalsozialismus. Juden und all die, die nicht ins geschlossene Weltbild passten, wurden ausgegrenzt bis hin zur Vernichtung. In der Anfangszeit wurden von der Ideologie des Nationalsozialismus besonders diejenigen angesprochen, die über ein eher geringes Selbstwertgefühl, einen instabilen inneren Kompass verfügten, und die Idealisierung der ›arischen Rasse‹ zu ihrer individuellen und kollektiven Selbstpropaganda allzu gerne benutzten.

Ihre Haltung, Selbstidealisierung und Projektion alles Negativen nach Außen überdauerte das Kriegsende und lebte in den Familien weiter. Die Nazis waren nach dem Krieg keine anderen Menschen geworden. Die nationalsozialistische Kindererziehung mit dem Ziel, aus den Kindern folgsame, hörige Führernachfolger zu machen, hörte nach dem Ende des Nationalsozialismus ebenfalls nicht auf. Die Kinder sollten die Freude der Eltern sein, im Sinne von: »was hat mein Sohn, meine Tochter Tolles gemacht«. Wenn jedoch das Kind den idealisierten, erhöhten Erwartungen nicht entsprach – und es konnte ihnen nicht entsprechen – wurde es aufs Heftigste bekämpft. Dazu ein Beispiel aus meiner Familie: Die Versetzung von Tochter Sonja ist gefährdet, das bekommt mein Vater von meiner Mutter mitgeteilt. Dieser antwortet ihr am 9.4.49:

»Auf unverschämte Antworten gibt es mitleidlos nur trocken Brot. Wenn sie sich so benimmt, dann soll sie von ihren Karten« (gemeint sind die damaligen Lebensmittelkarten) »satt werden und sich das Geld zum Einkauf selber verdienen. Dann wird sie schauen. (...) Sonja steckt ja Hans und Ute an! Sonja hat es in der Hand: Wird sie nicht versetzt, dann Schluß! Und dann hilft kein Heulen mehr! Auch stellen wir sie in der Konfirmation zurück, bis sie das 5. Gebot begriffen hat. Kann nicht einmal ein männlicher Kollege mit ihr reden? Wenn sie schwarten will, dann soll sie Tagelöhnerin werden mit 8 Stunden Arbeit, dann hat sie keine Pflichten mehr. Dann kann sie hocken, möglichst abgesondert und im Dreck, aber auch besonders im seelischen Dreck verkommen.« (ebd., im Original unterstrichen)

So etwas kann man als Seelenmord bezeichnen. Sonja war zu diesem Zeitpunkt krank, sie hatte eine offene Drüsen-Tuberkulose und musste, durch die Flucht bedingt, zwei Schuljahre überspringen. Sie hätte Mitgefühl verdient statt dieser Zerstörung.

Ein weiteres Beispiel aus meiner Praxis: Die Mutter der Patientin ist Kriegskind, die Patientin also Enkelin der Generation, die den Nationalsozialismus getragen hat.

Die Patientin, Jahrgang 1958, ist das zweite von drei Kindern. Ihre Mutter, Jahrgang 1934, war im Krieg noch Kind. Bei Kriegsende flüchtete die Großmutter mit ihren Töchtern von Königsberg in den Westen. Auf dieser Flucht starb die Schwester, 16 Monate alt, in den Armen der damals 11-jährigen Mutter der Patientin. Erst im Alter von ca. 50 Jahren erfuhr die Mutter durch eine beiläufige Bemerkung, dass die Schwester krank war. Auch in dieser Familie wurde geschwiegen,

Die nationalsozialistische Kindererziehung mit dem Ziel, aus den Kindern folgsame, hörige Führernachfolger zu machen, hörte nach dem Ende des Nationalsozialismus ebenfalls nicht auf. Die Kinder sollten die Freude der Eltern sein, im Sinne von: »was hat mein Sohn, meine Tochter Tolles gemacht«. Wenn jedoch das Kind den idealisierten, erhöhten Erwartungen nicht entsprach – und es konnte ihnen nicht entsprechen – wurde es aufs Heftigste bekämpft.

besonders, wenn es um das Befinden einzelner Familienmitglieder ging. Bis zu dieser beiläufigen Bemerkung hatte sich die Mutter für den Tod ihrer Schwester verantwortlich gefühlt. Meine Patientin bekam den Namen dieser verstorbenen Schwester der Mutter. Ein Ersatz für die Verstorbene, um den Tod zu verleugnen und die Schuldgefühle der Mutter zu dämpfen? So erlebte es die Patientin. Sie war in einem Dilemma gefangen: Sie sollte lebendig sein, um den Tod der Schwester für die Mutter ungeschehen zu machen und sie sollte nicht lebendig sein, um dem Bild der Schwester möglichst zu entsprechen. Die Patientin erzählte, sie habe als Kind gelernt, ihre Lebensfunktionen auf ein Minimum zu reduzieren, indem sie versuchte, ganz wenig zu atmen. Sie hätte es dadurch geschafft, dass das Herz langsamer schlug.

Die Patientin wurde von der Mutter als Selbstobjekt benutzt und bekämpft, wenn sie ihre Lebendigkeit zu deutlich zeigte und eben nicht dem Bild der verstorbenen Schwester entsprach.

Was erlebt ein Kind bei einer solchen Behandlung, wie geht es damit um?

Ein Kind ist hilflos, abhängig und braucht schützende, Halt gebende Eltern genauso wie die Luft zum Atmen und die Milch zum Trinken, damit es überleben kann. Fällt eine dieser primären Grundbedürfnisse aus, löst das beim Kind existentielle Ängste aus. Wie verarbeitet ein Kind, das nicht um seiner Selbst willen geliebt wird, diese zerstörerischen Angriffe der Eltern? Um sich das überlebenswichtige Bild der guten schützenden Eltern zu erhalten, wird es den Grund für diese Misshandlungen in sich selbst suchen. Es selbst sei böse, hätte die Misshandlungen verdient, die Eltern dagegen würden nur das Beste für das Kind tun. Damit wird das äußere Drama in die Psyche des Kindes implantiert. Die Vorstellung, mit einem so gravierenden Makel, der solche Bestrafungen berechtigen würde, behaftet zu sein, führt zu tiefen Schuld- und Schamgefühlen. Selbstentwertungen werden zum täglichen Brot. Das wird in Befragungen und in Therapien von Täterkindern immer wieder deutlich. Während die wenigsten Nazis nach dem Krieg Schuldgefühle empfanden, noch weniger sich ihre Schuld eingestanden, kämpfen ihre Kinder mit Schuldgefühlen, die nicht aufgrund eigener schuldhafter Handlungen entstanden sind, sondern in der Beziehung mit den Eltern implantiert wurden. In diesem Sinne kann man von Gefühlserbschaften sprechen. Weil

sich die Scham- und Schuldgefühle der Täterkinder um ihre eigene Person drehen – Vorstellung vom Makel, böse zu sein – bleibt die wahre Schuld der Eltern dahinter verborgen; das Kind kann die Wirklichkeit nicht sehen, es bleibt im Dunstkreis der Eltern gefangen. Das Kind wird sich in seiner Not an die wenden, die ihm am nächsten sind, und das sind die Eltern. Es wird, da es auf ihre Hilfe und die Liebe existentiell angewiesen ist, versuchen, ihnen zu gehorchen und ihren unmöglichen und auch oft unmenschlichen Ansprüchen zu genügen und die eigenen Bedürfnisse, die eigene Lebendigkeit immer tiefer in sich vergraben. Vergraben wird auch der Schmerz über die Misshandlungen, Entwertungen, Lieblosigkeiten, über all die Angriffe auf das eigene Leben. Der Schmerz ist für das Kind nicht zu ertragen, er ist zu groß.

Tiere verfügen zum Überleben über den Totstellreflex; Menschen über die Fähigkeit, Gefühle abzuspalten und nicht mehr zu fühlen.

Die oben genannte Patientin konnte mir emotionslos, manchmal sogar lachend erzählen, dass die Mutter manchen Kochlöffel oder Handfeger auf ihrem Rücken zerbrochen hätte, bekam aber Panik, wenn sie über ihre eigene Lebendigkeit und ihre Fähigkeiten sprach.

Da die Kinder an den Ansprüchen solcher Eltern immer wieder scheitern müssen, werden sie sich entweder mehr und mehr entwerten und die Wut über all die Misshandlungen gegen sich selber richten oder sie flüchten in eine fantasierte Selbsterhöhung und eignen sich die von den Eltern vorgelebte Haltung immer mehr an. Sie übernehmen deren binäre Weltansicht, die sich mehr oder minder in Schwarz und Weiß, in Gut und Böse, Oben und Unten, in wertem und unwertes Leben aufspaltet. Sie übernehmen mehr oder weniger die Wirklichkeitsverleugnungen ihrer Eltern, die zu blinden Flecken in ihrer eigenen Seelenlandschaft werden.

Dieses einfache Weltbild von Schwarz und Weiß, Richtig und Falsch, Oben und Unten, in dem es kaum Ambivalenzen gibt, kaum ein Sowohl-als-auch und kaum Zwischentöne, zieht sich durch alle Schriften meiner Eltern auch nach dem Krieg. Es hat mich erschüttert zu sehen, wie wenig Reifung durch deren Weigerung von Selbstreflexion möglich war.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Da die Kinder auf ihre Eltern angewiesen sind, müssen sie sich der grausamen Welt solcher Eltern,

in der Liebe und Gehorsam gleichgesetzt wird, irgendwie anpassen, auch wenn sie sich dadurch selbst mehr und mehr verdrehen müssen. Diese verdrehte Haltung wird für sie zur Normalität; die Kinder bewegen sich im elterlichen Kosmos, und dazu gehört deren verschwiegene NS-Vergangenheit.

Die eigenen Bedürfnisse und Lebendigkeit werden für das Kind zur Bedrohung, es bekommt Angst davor und lernt diese zu hassen, weil die Eltern sie hassen und nicht ertragen können. Arno Gruen, jüdischer Psychoanalytiker, der sich bis zu seinem Tod im Oktober 2015 für das Lebendige, Mitfühlende und die Empathie in dieser Welt eingesetzt hat, vertritt in seinem Buch ›Der Fremde in uns‹ die These, dass das Kind das Eigene als fremd erleben lernt, wenn es keinen Platz in der Beziehung zu den Eltern findet. Dieses Fremde wird nach außen projiziert und dort bekämpft – Fremdenhass, der in einem tiefen Groll gegen sich selbst wurzelt.

Welche Folgen hat diese mehr oder weniger tiefsitzende Verleugnung und Anästhesierung des eigenen Schmerzes?

2015 hat ein Forscherteam um den Neuropsychologen Claus Lamm aus Wien durch Experimente zeigen können, dass eine Reduktion des eigenen Schmerzempfindens die Empathie für Schmerzen anderer Menschen vermindert (Rütgen/Seidel/Rieckens/Lamm 2015).

Ich beschreibe kurz das Versuchsdesign: Probanden bekamen kurze, sich steigernde Elektroschocks auf die Hand und sollten diese bewerten: von nicht schmerzhaft bis sehr schmerzhaft. Danach bekamen sie Placebos verabreicht; den Probanden wurde dagegen versichert, dass sie ein sehr wirkungsvolles Medikament gegen Schmerzen erhalten würden. Nach 15 Minuten – nach dieser Zeit würde das Schmerzmittel wirken – sollten sie die Stärke der Elektroschocks wieder bewerten und dabei zeigte sich, dass die Placebos ›wirkten‹, die Bewertungen der Schmerzen fiel tatsächlich geringer aus.

In einem zweiten Schritt sollten sie den Schmerz, den ein anderer bei den Elektroschocks empfindet, bewerten, ohne diese selbst zu erhalten. Die Probanden wurden an ein EEG angeschlossen. Dabei zeigte sich, dass hirnnorganisch die gleichen Erregungsmuster in den gleichen Hirnarealen bei selbst erlebtem Schmerz wie bei beobachtetem entstehen. Es scheint, als würde das Schmerzerleben des anderen als eigenes Erleben simuliert, auf das der Proband dann mit

Unwohlsein reagiert. Stichwort: Spiegelneuronen. Dieses Unwohlsein ist ein wichtiger Motivator für Empathie, jedoch nicht der einzige. Zu empathischem Verhalten braucht es außerdem noch Mentalisierungsprozesse, zum Beispiel die Bewusstmachung, dass das eigene Schmerz-Empfinden eine Spiegelung der tatsächlichen Schmerzen des anderen ist. Es zeigte sich, dass unter Placebo sowohl die Schmerzen, die ein Anderer erfuhr als auch das eigene Unwohlsein, das der Proband beim Beobachten empfand, als geringer bewertet wurden. Das Mitgefühl wird vermindert. Da die Schmerzminderung durch Placebos und nicht durch von außen zugeführte Opiate erreicht wurde, ist die Minderung des Mitgefühls allein auf innere seelische Prozesse zurückzuführen.

Was hier für körperlichen Schmerz gezeigt wurde, gilt auch für seelischen Schmerz. Eine Forschergruppe um Noemi Eisenberger¹ aus San Francisco konnte zeigen, dass körperlicher und seelischer Schmerz, in dem Fall soziales Ausgrenzt-Werden, im Gehirn die gleichen Erregungsmuster in den gleichen Hirnarealen hervorruft. Wir können zusammenfassen: Wird der eigene seelische Schmerz verharmlost oder negiert, besteht die Gefahr, ihn auch bei anderen zu verharmlosen und zu negieren. Die Empathiefähigkeit wird reduziert.

Auf diesem Hintergrund ist der Bericht von Heidi Benneckenstein zu sehen. DIE ZEIT vom 8.10.15 erzählt ihre Geschichte. Zitat: »Und dann schlägt sie zu. Sie prügelt auf seinen Bauch ein, auf seine Arme und Hände, damit er endlich seine verdammte Kamera loslässt. Sie drückt ihn an die Wand und tritt ihm in die Hoden. Dann sieht sie zu, wie ihre Kameraden den Rest erledigen. Wie 30 Männer und Frauen wie von Sinnen auf einen Mann eintreten, der sie fotografiert hat. Wie sie ihm die Rippen brechen und ihm fast das Leben nehmen. Heidi hat kein Mitleid mit ihm. ›Der Kerl war für mich menschlicher Abgrund‹ Und die zersplitterte Kamera, in unzähligen Teilen auf dem Boden zerstreut, war ihre Trophäe, einem ›Zeckenfotografen‹ abgerungen. Die Trophäe eines 16 Jahre alten Mädchens, das den Holocaust leugnete.«

Das war vor 7 Jahren. Inzwischen hat Heidi Benneckenstein den Ausstieg aus der Neonaziszene geschafft und mit ihrem Mann eine Beratungsstelle für Aussteiger gegründet. Das führte zum Bruch mit der Familie, in der eine eigenständige Entwicklung und kritisches Hinterfragen des eigenen Aufwachsens wohl nicht geduldet wurde. Sie erzählt aus ihrer Kinder- und Jugendzeit von Zeltlagern, in denen

[1]

<http://science1.orf.at/science/news/92325>
(20/03/2007)

die Kinder mit nationalsozialistischem Gedankengut und Erziehungspraktiken indoktriniert wurden. Ihre Eltern waren Mitorganisatoren. Das wurde vom Vater und den Geschwistern geleugnet; Heidi Benneckenstein wurde als Lügnerin dargestellt. Ohne Verleumdung und Anfeindung aushalten zu müssen, kann ein solches Familienbollwerk kaum verlassen werden.

Zusammenfassung: Raoul Hilbert, amerikanischer jüdischer Historiker und NS-Forscher, schrieb einmal, dass nationalsozialistische Geschichte auch Familiengeschichte sei. Es ist einleuchtend, denn es gehe um die Väter und Großväter, die mit fliegenden Fahnen zu den Nazis überliefen und der NSDAP dadurch zum Erfolg verholfen haben. Ich wollte in meinem Artikel aufzeigen, wie tief sich der Umgang dieser Nazi-Väter und -Mütter mit ihrer eigenen Geschichte in die Seelenlandschaft der Kinder und Kindeskinde eingraben kann: in Form von Schuld und Schamgefühlen; als Verdrehungen und blinde Flecken, in denen die Wirklichkeit nicht gesehen werden kann; als eine tiefe Angst vor der eigenen Lebendigkeit. Das führt, wie wir sahen, zu einer Einschränkung der Empathiefähigkeit. Was sich in der Kindheit als Überlebensmuster in die Seelenlandschaft eingräbt, bestimmt unsere Persönlichkeit als Erwachsene so lange, bis wir uns dieser Kindheit und dem eigenen Erleben in dieser Kindheit stellen. Eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus muss also auch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte sein. Es ist nicht mit einem Wissenserwerb über die damalige Zeit getan, sondern bedarf auch einer Auseinandersetzung mit sich selbst, mit den eigenen blinden Flecken und tiefen existentiellen Ängsten.

Samarago beschreibt in seinem Buch ›Die Stadt der Blinden‹, wie allmählich alle Bürger einer ganzen Stadt, bis auf eine Frau, an der »weißen Blindheit« erkranken. Je mehr Menschen von dieser Krankheit befallen sind, desto grausamer gehen sie miteinander um, die Sozietät zerbricht. Bis auf eine kleine Gruppe um die sehende Frau, die sich ihr Mitgefühl und Sorge füreinander erhalten können und damit überleben. Samarago lässt einen alten Blinden aus dieser Gruppe sagen: »Wir waren schon blind in dem Augenblick, in dem wir erblindet sind. Die Angst hat uns blind gemacht und wird uns auch weiter blind sein lassen.« (Samarago 2011)

Wenn wir blind gegenüber der Wirklichkeit unserer Eltern sind und loyal mit ihnen ihre Unbescholtenheit im Nationalsozialismus

propagieren, dann steckt dahinter eine tiefe Angst, sich ihnen zu widersetzen. Ein gegenteiliges Agieren und eine besonders kritische Haltung den Eltern gegenüber, wie wir es bei der 68er-Generation erlebten, bedeutet nicht unbedingt, dass diese Ängste überwunden sind; im Gegenteil, es kann ein wirkungsvolles Versteck gerade für solche Ängste sein. Theweleit zitiert Reiche, einen Psychoanalytiker, über seine Erfahrungen als 68er: »Die Verurteilung der eigenen an der Vernichtung der Juden beteiligten oder sie duldender Eltern sei, bei den meisten von ihnen, nur vordergründig gewesen. ›In Wahrheit hätten wir es psychisch nicht über uns gebracht, den notwendigen ›Elternmord‹ zu vollziehen.«

Dies wäre aber die nötige Voraussetzung einer wirklichen Auseinandersetzung mit den Eltern und die Voraussetzung einer wirklichen Trauer über das geschehene Morden gewesen.« (Theweleit 1998)



LITERATUR

Althaus, Ute 2006 | *NS-Offizier war ich nicht. Die Tochter forscht nach* | Psychosozial-Verlag | Gießen.

Arendt, Hannah 1993 | *Besuch in Deutschland* | Erstveröffentlichung 1950 New York | Rotbuch Verlag | Berlin.

Gruen, Arno 2000 | *Der Fremde in uns* | dtv. Stuttgart.

Kaminer, Isidor J. 1997 | *Normalität und Nationalsozialismus* In: *Psyche* | 51. Jahrgang Heft 5. Verlag Klett Cotta / Psychosozial-Verlag: 385-409.

Lohl, Jan 2014 | ›Morden für das vierte Reich‹. *Transgenerationalität und Rechtsextremismus* | In: Lohl, Jan / Moré, Angela (Hg.) *Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus* | Psychosozial-Verlag | Gießen.

Lohl, Jan / Moré, Angela (Hg.) 2014 | *Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus* | Psychosozial-Verlag | Gießen.

Rütgen, Markus / Seidel, Eva-Maria / Rieckensky, Igor / Lamm, Claus 2015 | *Reduction of Empathy for Pain by Placebo Analgesia* | In: *The Journal of Neuroscience* | Vol. 35, Issue 23.

Samarago, José 2011 | *Die Stadt der Blinden* | Rowohlt.

Theweleit, Klaus 1998 | *Ghosts* | Taschenbuch-Verlag Berlin.

Welzer, Harald / Möller, Sabine / Tschuggnall, Karoline 2002 | *Opa war kein Nazi* | Fischer Verlag | Frankfurt a. Main.

Szenisches Erinnern der Shoah

Über transgenerationale Tradierungen extremen Traumas in einer Überlebenden-Familie¹

Kurt Grünberg

Dieser Beitrag beleuchtet aus der Perspektive der Opfer und deren Nachkommen die Spätfolgen und transgenerationalen Wirkungen des zentralen Geschehens des Nationalsozialismus, der systematischen Verfolgung und industriell betriebenen Vernichtung der Juden in Europa. Zunächst wird – und zwar sehr kursorisch in Form des Skizzierens einiger Vorannahmen, die für das Verständnis unseres Arbeitsansatzes wesentlich sind – auf die psychosozialen Spätfolgen der Nazi-Verfolgung auf Seiten der Überlebenden eingegangen (vgl. Grünberg 2000a und b, 2004a und b). Unter Einbeziehung der Täter- und Mitläuferseite beziehen sich diese Prämissen gleichermaßen auf die in Deutschland vorherrschende Erinnerungskultur, die seit einigen Jahren bedeutsamen Veränderungen unterworfen ist.

Sodann wird das Arbeitskonzept des »szenischen Erinnerns der Shoah« dargelegt, dies zunächst in Gestalt einiger theoretischer Erläuterungen. »Szenisches Erinnern«, das sich ausdrücklich nicht auf die verbale Vermittlung reduzieren lässt, ermöglicht ein Erkunden latenter Bedeutungen von *Erinnerungsarbeit* in doppelter Hinsicht: Zum einen verdichten Menschen in »Szenen«, die sie bewusst oder unbewusst erinnern, komplexe und oftmals belastende Erfahrungen in sehr prägnanter Form. Zum anderen konstellieren sich in der Darstellung dieser Vermittlungsversuche ebenfalls unbewusste »Szenen«, in denen individuelle wie kollektive Erinnerungsprozesse psychodynamisch eindrucksvoll verdichtet sind. Und es dürften eben diese »Szenen« sein, mittels derer Überlebende ihre Erfahrungen den Anderen vermitteln, die nicht dabei und noch nicht einmal am Leben waren (vgl. Grünberg & Markert 2013a und b).

Dieser Beitrag lässt die Leserinnen und Leser am *Szenischen Erinnern der Shoah* in einer Überlebenden-Familie teilhaben, nämlich derjenigen des Autors (wenn auch nicht ausschließlich). Eine solche Erinnerung – die später zu schildernde »Küchen-Szene« mit meinem Vater – war in mir während eines gemeinsamen Abends mit meiner damals 23-jährigen (Stief)-Tochter in Berlin ausgelöst worden, als ich ihr während eines Abendessens im Garten eines Restaurants unseren

[1]

Dieser Beitrag wurde für die vorliegende Publikation leicht überarbeitet und erschien bereits, In: *Psychoanalyse* 2012. Heft 1 (28): 47-63.

Ansatz des *Szenischen Erinnerns der Shoah* nahezubringen versucht hatte. Die in mir geweckte Erinnerung bezog sich auf eine Zeit, als auch ich 23 Jahre alt war. Mein Vater wiederum war vermutlich durch mein damaliges Alter mit *eigenen* Erinnerungen konfrontiert worden an eben diese Zeit in *seinem* Leben. Zuweilen sind es solche Schnittstellen, an denen transgenerationale Wirkungen traumatischer Verletzungen szenisch in Erscheinung treten.

Mit einigen Ausführungen zum Thema »vergiftete Generativität« (Grünberg 2007) wird dieser Beitrag beendet. Die nationalsozialistische Vernichtung der Juden in Europa wird nämlich insbesondere auch darüber »szenisch erinnert« und tradiert, dass es vermutlich keine überlebenden Juden gab und gibt, die *nicht* zu Zeugen der Ermordung jüdischer Kinder wurden. Die Juden sollten begreifen, dass es für sie selbst wie für ihr Volk keinerlei Aussicht auf eine Zukunft gab. Und überlebten sie wider Erwarten doch, so vermittelten sie genau diese existentielle Erfahrung auf die eine oder andere Art und Weise an ihre eigenen Kinder, die somit ebenfalls zu Trägern einer »vergifteten Generativität« wurden.

Insgesamt möchte ich mich einer zunehmenden Tendenz zu begrifflichen Entdifferenzierungen entgegenstellen. Wenn alles Mögliche als »traumatisch« bezeichnet wird, wenn alles mit dem Begriff »Holocaust«² in Verbindung gebracht werden darf, sind wir mit einem »Banalisieren des Traumas in Deutschland« (Grünberg 2001) konfrontiert. Aufgabe der Wissenschaften hingegen ist es, die Shoah in angemessene begriffliche Beziehung zu anderen und aktuellen Ereignissen der Geschichte zu setzen. Die Wahrheit der affektiven Bedeutung dieser Ereignisse muss dabei adäquat berücksichtigt werden.

Ich beginne mit vier Prämissen:

1 Die nationalsozialistische Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden hat auf Seiten der überlebenden Opfer unwiederbringlich tiefe seelische Spuren hinterlassen, die sich weder »beseitigen« noch psychisch »integrieren« lassen. Auch Jahrzehnte nach der Befreiung bleiben den Überlebenden ihre Erinnerungen wie beständig vorhandene Fremdkörper präsent, mit denen sie zu leben haben, ob sie wollen oder nicht, am Tage wie auch in der Nacht. Plädoyers mancher Psychotherapeuten für eine – vermeintliche – »Heilung« oder »Integration« sollten eher als Manifestation ihrer Abwehr verstanden werden, sich die Realität des extremen Traumas zu

vergegenwärtigen. Um Missverständnissen vorzubeugen: Psychotherapeuten und Psychoanalytiker hätten sich *viel früher* – und *anders* als geschehen – auf die Begegnung und Arbeit mit Überlebenden der Shoah einlassen müssen. Doch erst wenn man zu begreifen und akzeptieren bereit ist, dass es hier nicht um *Heilung* geht, können fruchtbare psychotherapeutische Arbeitsansätze entwickelt werden, wie wir dies etwa im *Treffpunkt für Überlebende der Shoah* oder in der Arbeit mit den sogenannten *Child Survivors* seit Jahren erforschen.

2 Die Tatsache, dass man Überlebende der Shoah jahrzehntelang mit ihren Leiden allein ließ, hat ihnen im Sinne des Konzepts der »sequentiellen Traumatisierung« von Hans Keilson (1979) weiteren Schaden zugefügt. Keilson zufolge sind nicht nur verschiedene Stadien der Verfolgungserfahrung selbst zu unterscheiden, sondern auch die Zeit *nach* der Befreiung sei für die traumatisierende Wirkung der Verfolgung höchst bedeutsam. Das schließt die gesellschaftlichen Verhältnisse ein, mit denen Überlebende in ihrem Alltag konfrontiert wurden und immer noch werden (vgl. dazu auch Giordano 1987: Die zweite Schuld). In der Bundesrepublik Deutschland sei hier etwa das Nichtbestrafen der meisten Nazi-Täter genannt, der Friedensschluss über ss-Gräbern in Bitburg, der Historikerstreit, die Walser-Friedenspreis-Rede oder die Versuche der »Entsorgung« der deutschen Geschichte durch das Gerede etwa vom »Bomben-Holocaust«, das exemplarisch steht für einen leider zu verzeichnenden Paradigmenwechsel hin zu der Vorstellung, als seien wegen der Kriegszerstörungen und aufgrund von Flucht und Vertreibung die *Deutschen* die *eigentlichen* Opfer des Nationalsozialismus ...

3 Damit soll keineswegs bezweifelt werden, dass diejenigen, die zu Zeiten des Krieges Kinder von Nazi-Täter*innen und Nazi-Mitläufer*innen waren, nicht gelitten hätten; das Gegenteil ist der Fall: Diese Kinder haben mit Sicherheit gelitten – und es sei auch konstatiert, dass ein Zugang zu eigenem Leiden Voraussetzung dafür sein kann, sich dem Leiden anderer zuzuwenden –, aber eben nicht »nur« unter den direkten Kriegseinwirkungen oder darunter, dass sie Eltern, Geschwister oder Verwandte verloren haben, sondern insbesondere daran, dass ihre Eltern den Krieg durch eigenes Mittun oder Unterlassen mit zu verantworten hatten. Dies gilt selbst dann, wenn diese Zusammenhänge nicht bewusst zugänglich sind. Die »Herrenmenschen« gefährdeten am Ende eben *auch* die *eigenen* Kinder (Wolfgang Leuschner [persönliche Mitteilung] spricht in

diesem Zusammenhang von einer unbewussten Infantizität-Absicht). Und nach dem Zusammenbruch des »Dritten Reiches« wollten und wollen dieselben Väter und Mütter von alledem nichts gewusst haben... Im Gegensatz zu dem, was gern behauptet wird, haben diese Eltern ihre Erfahrungen nicht verdrängt, sondern sie verschwiegen oder verharmlosten die eigene Beteiligung am Nationalsozialismus (vgl. Grünberg 1997). Sie belogen und – wie man in vielen Analysen oder Psychotherapien erfahren muss – bestraften ihre Kinder in einer Weise, die an das »Antasten der Würde« erinnert, die das Wesen der NS-Ideologie letztlich ausmachte. Manche Bestrafungsrituale lassen einen schauern. Viele Heranwachsende wurden somit von der Frage geplagt, wie sie solche gewaltbereiten Lügner – als die sich ihre Eltern zuweilen entpuppten – lieben, achten und wie sie ihnen Vertrauen schenken konnten.

Auf eine sicher allzu schlichte »Formel« gebracht, ist zu konstatieren, dass die Kinder der Opfer vor allem mit der Angst leben, ebenfalls zu Opfern zu werden, während die Nachfahren von Täter*innen und Mitläufer*innen Gefahr laufen, einer ihnen innewohnenden Tat-, Unterwerfungs- oder Anpassungsbereitschaft zu folgen, falls sie sich der aufrichtigen und schmerzlichen Analyse solcher Prozesse verweigern. Im Sinne einer Abwehr dieser Angst existiert eine Projektion von Täterschaft auf die Juden, die auch als Angst vor Rache oder Bestrafung der Deutschen durch die Juden verstanden werden kann. Im antisemitischen Klischee der Macht der Juden erscheinen die Juden als Täter, denen die Deutschen zum Opfer fallen.

4 Seit geraumer Zeit haben wir in Deutschland die »Entsorgung« der »jüngsten Vergangenheit« zu bezeugen. Insbesondere seit der Thematisierung des 50. Jahrestages der deutschen Niederlage, die für die übriggebliebenen Opfer die Befreiung darstellte, gibt es eine spezielle Variante der »Vergangenheitsbewältigung«: nämlich die Eliminierung des Nationalsozialismus, um sich nur noch mit »dem Krieg« beschäftigen zu müssen (woraus selbstverständlich nicht geschlossen werden sollte, dass man dies zu unterlassen habe). Der entscheidende Diskurs, die Auseinandersetzung mit den Themen Schuld und Verantwortung, wird mit diesem Ansatz unterlaufen. Hier wird eine Verharmlosung, wenn nicht »Entsorgung« des Nationalsozialismus betrieben; übrig bleibt der Zweite Weltkrieg.

ABENDESSEN MIT MEINER TOCHTER IN BERLIN

Während der Vorbereitung zu unserer ersten Tagung zum *Szenischen Erinnern der Shoah* im Jahr 2007 (zu dieser Zeit bezeichneten wir unseren Ansatz noch als »szenische Erinnerung der Shoah«) traf ich meine ältere Tochter in einem Restaurant in Berlin. Dass sich die angehende Schauspielerin dafür interessierte, was es eigentlich mit dem Begriff der »Szene« im Tagungstitel auf sich habe, war nicht verwunderlich. So holte ich weit aus, suchte ihr die Bedeutung der unbewussten »Szene« im psychoanalytischen Erstgespräch nahezubringen. Die »Kunst« der Psychoanalytiker, so führte ich aus, bestehe darin, das, was sich bei jedem Menschen ganz spezifisch und vor allem unbewusst in seinen Beziehungen zum Anderen psychodynamisch sowie auf der Ebene des Körperlichen zuträfe, was dessen Persönlichkeit und individuelle Eigenart auf besondere Weise widerspiegele, bereits in der ersten Begegnung mit den Patienten zumindest teilweise zu erfassen und es probeweise zu deuten, um auf diese für die meisten Menschen unübliche Art und Weise mit den Patienten bzw. mit deren Unbewussten in Berührung zu kommen. Dies wiederum eröffne den Patienten die Chance einer tieferen Selbsterkenntnis, über das zuvor bereits Gewusste hinaus etwas über sich (und die Übertragung auf Andere) zu erfahren. Ich erwähnte die klassischen Arbeiten von Hermann Argelander (1967a,b,c, 1968, 1970a,b, 1979) zur »Szene« im psychoanalytischen Erstinterview und sprach über Alfred Lorenzer (1970a, 1970b), der den Begriff des »szenischen Verstehens« geprägt hat, war es doch letzterer, der mit seinen Arbeiten die Dynamik der menschlichen Triebkonflikte um die Dimension des Gesellschaftlichen erweitert und exemplifiziert hat.

Im Verlauf des sehr intensiven Gesprächs mit meiner Tochter näherten wir uns allmählich dem Thema der psychosozialen Spätfolgen der Shoah. Ich berichtete von der Alltagserfahrung zahlreicher Überlebender, sich von anderen nicht richtig verstanden zu fühlen, wenn es um die Zeit des Nationalsozialismus geht. Dies überraschte nicht, gibt es doch traumatische Erfahrungen, wie Hans Keilson einmal sehr zutreffend formulierte, »wohin die Sprache nicht reicht« (Keilson 1984, 1998).

Das extreme Trauma entzieht sich der unmittelbaren sprachlichen Vermittlung, denn es gibt keine Möglichkeit, die Verfolgungserlebnisse kohärent zu speichern. Als vorsprachliches Phänomen wird das traumatische Geschehen sehr häufig in einem dem bewussten

Erinnern unzugänglichen Gedächtnisbereich aufbewahrt, das sich allenfalls in unwillkürlichen Aktivitäten (Freud bezeichnet dies als »agieren«) zu äußern vermag. Abzugrenzen wären diese Handlungen vom »Enactment« (als Ausdruck von projektiven Identifizierungen; Theodore J. Jacobs 1986; vgl. Kogan 1998) bzw. vom »Handlungsdialog« (Rolf Klüwer 1995). So entstünden in der Begegnung mit Überlebenden prägnante »Szenen«, die es zu entschlüsseln gilt, denn das Trauma der nationalsozialistischen Verfolgung findet seinen Ausdruck in bestimmten Handlungen, in der Mimik und in Gesten, im Tonfall, in Alpträumen oder einem bestimmten Blick, in der Trauer, in Tränen, in einem Seufzer oder Schrei, in der Depression, einem aggressiven Ausbruch, in der Erstarrung, im ängstlichen Aufgeschrecktsein oder in schweren, bildlosen Panikattacken. In solchen Szenen vermitteln sich bestimmte Modi von Beziehungen, denen sich vor allem die Kinder von Überlebenden kaum entziehen können. Es sind die Kinder der Opfer, denen die Aufgabe obliegt, die ihnen szenisch vermittelten Fragmente des extremen elterlichen Traumas zusammen zu fügen. Sie müssen gewissermaßen *Konzepte* erstellen, mit denen die meist nonverbalen Aussagen ihrer traumatisierten Eltern, die szenisch zum Ausdruck gebrachten fragmentierten Erinnerungsspuren, zu einem sinnvollen Ganzen formiert werden. Zuweilen verdichten sich die Szenen zum Vorherrschen einer bestimmten familialen »Atmosphäre«, die eher benannt werden kann.

Seit vielen Jahren fällt auf, so setzte ich meine Ausführungen fort, dass man sich insbesondere in Deutschland darauf verständigt habe, die *verbale* Vermittlung lebensgeschichtlich bedeutsamer Erfahrungen in den Mittelpunkt des Diskurses zu stellen. Schnell sei der nächste Schritt vollzogen: Die Alten würden »vereint«, indem man herausstellt, dass doch eigentlich so gut wie alle – Opfer, Täter wie Mitläufer – wenig über ihre »schwierigen Erfahrungen in einer schwierigen Zeit« berichteten. Die meisten, so hört man dann, hätten geschwiegen; dies sei doch »menschlich« und »Ausdruck der Verdrängung«. Logischerweise erscheinen dann auch die nachfolgenden Generationen als mit einer gemeinsamen Erbschaft konfrontiert: Letztlich saßen wir doch alle in einem Boot ...

Dass dies mitnichten der Wahrheit entspricht, habe ich in zahlreichen Vorträgen und Publikationen zu erläutern und belegen versucht. Während das an der Oberfläche vorzufindende *Schweigen von Überlebenden* als Versuch verstanden werden muss, sich selbst

wie den Anderen vor dem Überwältigtwerden durch die Wiederkehr unerträglicher Erinnerungen zu schützen, ver-schweigen Nazi-Täter und -Mitläufer aus ganz anderen Gründen ihre äußere wie innere Beteiligung am menschenverachtenden System des Nationalsozialismus (Grünberg 1997): Sie ver-schweigen oder verharmlosen die Wahrheit, um für ihr damaliges Handeln oder die eigene Haltung nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden. Sehr viele waren damit erfolgreich; die meisten Nazi-Täter blieben – wie bereits angedeutet – straffrei, ihre Taten blieben ungesühnt. Sie suchten der Schuld-Frage zu entinnen.

Das – vermeintliche – Schweigen der Überlebenden hingegen stellt in Wirklichkeit das Medium dar, in dem sich ihre traumatische Verfolgungsgeschichte erst »entfaltet«, und dies vor allem szenisch. Es kommt also darauf an, die darin enthaltenen nonverbalen Botschaften über das stets Präsente, das wie ein beständig vorhandener Fremdkörper immer wieder in das aktuelle Leben der früheren Opfer eindringt, zu entschlüsseln, eine notwendige Voraussetzung für jedweden Versuch der Rekonstruktion dieser Vergangenheit.

Dabei gäbe es jedoch, so erklärte ich meiner geduldigen Zuhö-rerin, einen zusätzlich verkomplizierenden Sachverhalt: Das extreme Trauma zerstöre die Schutzhülle der Opfer, dies selbst bei Menschen, die aufgrund stabiler Objektbeziehungen der frühen Kindheit ein tiefes Urvertrauen in die Welt bewahrt hatten. Es zerstöre die Grundlagen des Vertrauens, ihm wohne die destruktive Kraft inne, selbst die verlässlichen Zusammenhänge zu zerschlagen. Weder im Moment des traumatischen Geschehens noch im Nachhinein sei es daher möglich, das Extremtrauma innerlich angemessen »abzubilden«. Ein solcher Prozess der *Dissoziation* träte unweigerlich zutage (vgl. Leuschner 2004). Es handele sich um einen unwillkürlichen Versuch der Opfer, das Erlebte zu ertragen. Manchen Verfolgten gelang dies nicht, sie sind daran zerbrochen. In den Konzentrationslagern gab es die sogenannten »Muselmänner«, die wie lebendige Leichname erschienen. Andere hätten versucht, sich trotz der jahrelang erlittenen Verfolgung an dem zu orientieren, was zumindest das Erleben des nächsten Augenblicks sicherzustellen schien. Die Fragmentierung der traumatischen Erfahrung setze sich im Leben »danach« fort; dieses Leben »danach« ende erst mit dem Ende des Lebens. Und mehr noch: Es endet nicht in der eigenen Generation, sondern wird unweigerlich an die nachfolgenden Generationen tradiert.

So sei die Zweite Generation mit einer schwierigen Aufgabe betraut, gehe es doch einerseits darum, ihre schutzbedürftigen Eltern zu schonen und das labile familiäre Gleichgewicht nicht zu stören, dabei aber andererseits die Entwicklung einer eigenen Identität nicht zu behindern oder gar aufzugeben.

Meine Tochter und ich schwiegen eine Zeit lang.

UNERTRÄGLICHE »MUSIK« WÄHREND EINER NÄCHTLICHEN BUSREISE

Dann erzählte sie mir, zunächst zögerlich, von einem Erlebnis, das sie sehr beschäftigte. Vor einiger Zeit hätte sie zusammen mit ihrem Freund und ihrer besten Freundin eine Reise nach Marokko unternommen, wo sich alle sehr wohl fühlten, habe die Freundin, selbst aus Marokko stammend, der kleinen Gruppe doch vielfältige interessante Erfahrungen ermöglicht. Eines Nachts seien sie in einem Bus unterwegs gewesen. Während die anderen einschliefen, habe sie keine Ruhe gefunden. Die laute Musik störte sie. Sie suchte den Geräuschpegel zu ignorieren, vergeblich. Es funktionierte einfach nicht. Selbst als sie sich ein großes Handtuch um den Kopf wickelte, vermochte ihr das nicht zu helfen. Die Musik – es handelte sich um islamische Gebetsgesänge – sei für sie unerträglich gewesen. Plötzlich sei sie aufgesprungen, nach vorn zum Busfahrer gerannt und habe ihn derart angeschrien, dass die Mitreisenden erwachten. Sie habe ihn aufgefordert, sofort die Musik abzustellen, sei außer sich gewesen, habe die Kontrolle verloren. »So etwas habe ich noch nie getan. Ich war mir selber fremd«, meinte sie zu mir.

Erst später habe sie zu diesem nächtlichen Ereignis in Marokko einen Einfall gehabt, der sich auf ihre frühesten Lebenserfahrungen im Iran bezieht, wo sie im Teheraner Evin-Gefängnis zur Welt kam, in dem ihre Eltern aus politischen Gründen inhaftiert waren. Bewusste Erinnerungen an diese Zeit habe sie nicht. Doch dann – und dies war ihr Einfall – habe sie sich bei ihrem (leiblichen) Vater erkundigt, ob es vielleicht möglich sei, dass das Gefängnis mit solcher »Musik« beschallt wurde. Und genau diese Vermutung habe er ihr bestätigt.

MIT MEINEM VATER AM KÜCHENTISCH

Von diesen Schilderungen meiner älteren Tochter wie von der selbst gedeuteten »Inszenierung« ihrer unbewussten Erinnerungen war ich sehr beeindruckt. Ich dachte: Dies erzählt mir meine Tochter, eine Studentin im Alter von 23 Jahren.

Und plötzlich tauchte, wie ein Erinnerungsstimulus, eine Erinnerung aus meiner eigenen Studienzeit auf:

Während der Semesterferien im Jahr 1981 war ich zu Besuch bei meinen Eltern in Norddeutschland. Eines Nachmittags saß ich am großen Küchentisch, an dem wir in unserer Familie mit meinen fünf Geschwistern viele gemeinsame Mahlzeiten eingenommen hatten. Hinter mir im Regal das Kofferradio, mit dem mein Vater samstags – für mich kaum nachvollziehbar – gern Fußball hörte.³ Mein Vater, Jahrgang 1922, war wie schon sein Vater und Großvater Viehhändler. Er setzte sich zu mir. »Sag' mal«, hörte ich ihn fragen, »wie alt bist du eigentlich?« »Dreiundzwanzig«, antwortete ich ein wenig schmunzelnd, denn natürlich wusste er, wie alt ich war. Sein Vergessen war der unbewusste, allerdings nur kurzfristig wirksame Versuch, dem Eigenen zu entinnen, dem, was dieses Alter für ihn bedeutete.

Nach einem Moment des Zögerns erzählte er mir dann, was er im Alter von dreiundzwanzig Jahren erlebt hatte.

Bevor ich meine Schilderung fortsetze, sollte ich einige Informationen anfügen, die zum Verständnis der »Küchen-Szene« von Bedeutung sind. Gleichzeitig kann ich dabei aber auch zahlreiche kleinere Szenen beschreiben, die zusammengenommen eine bestimmte familiäre Atmosphäre in meinem Elternhaus erzeugten. Nur auf diese Weise kann ich vermitteln, welche notwendigen Verdichtungsprozesse in beiden Generationen unaufhörlich stattfinden, um mit einer unerträglichen Geschichte zu leben.

Mein Vater gehörte zur Gruppe derjenigen Überlebenden, die Jahrzehnte lang kaum über ihre Verfolgungserfahrungen sprach, zumindest was die verbale Mitteilung anging. Das war anders, wenn Überlebende zu Besuch waren. Untereinander sprachen sie wohl über »die Lager-Zeit«, und man hörte sie lachen, wenn einer von ihnen irgendeine komische Geschichte »aus dem Lager« zum Besten gab. Überhaupt war mein Vater nicht nur ein intelligenter, sondern vor allem auch ein sehr humorvoller Mensch, dem leider in seinen letzten Lebensjahren, in denen er zunehmend von traumatischen Erinnerungen geplagt wurde, sein Humor abhanden gekommen war. Die Nazis

[3]

Nachdem ich das Interesse meines Vaters für den Fußball assoziativ anführte, fiel mir doch auch ein tieferer Grund ein, weshalb mir dieser Einfall kam. Er hörte bzw. schaute sich die Spiele eher ruhig-gelassen an. Als ich ihn während eines Länderspiels einmal fragte, zu wem er eigentlich »halte«, meinte er etwas verlegen, er wünsche sich, dass »die Jeckes« (die Deutschen) gewinnen. Seine Distanz wie seine Nähe zu ihnen war unausgesprochen ein beständiges Thema.

hatten ihm die höhere Schulbildung unmöglich gemacht, sonst wäre er, wie er mir einmal erzählte, »aufs Gymnasium gekommen«.

Mein Vater hörte fast stündlich die Nachrichten, »seid mal stille«, zischte er, wenn wir ihm zu laut waren. Er musste immer wissen, »ob etwas mit Israel ist«, und las, für einen Viehhändler gewiss eher ungewöhnlich, regelmäßig den »Spiegel«. Obwohl ich angeblich zur einen Hälfte der Geschwister gehörte, die »Mamas Kinder« genannt wurden, war es mein Vater, von dem ich seinen zuweilen schwarzen Humor »geerbt« habe (beim Viehhandel war ich weniger erfolgreich). Bis zu seinem schweren Herzinfarkt kurz nach seinem 70. Geburtstag arbeitete er sehr viel. Er war eigentlich meist ungeduldig, auch beim Essen. Nach Beendigung der Mahlzeit sprang er zuweilen mit der Bemerkung auf: »Irgendjemand muss Euch ja am Kacken halten«, um wieder »auf die Masematten«, »auf den Handel« zu gehen. Nur wenn die Familie auswärts aß, musste er notgedrungen auf uns warten. Um den Vorgang des Nach-Hause-Gehens zu beschleunigen, pflegte er gern zu sagen, und zwar wenigstens so laut, dass man es ringsherum im Lokal hören konnte: »Juden raus«.

Ich war wohl der einzige, der darüber mit ihm lachen konnte.

Bis auf Kümmel-Gerichte, die ihn an die Suppe im KZ erinnerten, aß mein Vater alles, sogar meine Gemüsesuppe, die ich im Alter von etwa 16 Jahren nach einem Rezept aus dem Kochbuch zubereitet hatte. Den dortigen Hinweis auf eine Knoblauch-Zehe hatte ich so verstanden, als sei die ganze Knolle gemeint. Während sich die anderen weigerten, meine Suppe zu essen, sagte er: »Ich habe schon Schlimmeres gegessen« – und aß. Alle verstanden sogleich, was er damit meinte.

Das Gewürz Kümmel erhielt im Sinne einer Metonymie (einer Namensvertauschung bzw. Umbenennung) durch Verschiebung auf ein winziges Detail die Mitteilung über unerträgliche Zustände im Konzentrationslager. Selbst für uns Kinder schien der Kümmel gewissermaßen KZ-Geschmack zu erzeugen.

Seit ich mich erinnern kann, war unser Familienleben von der Gegenwärtigkeit des Verfolgungstraumas geprägt. Eigentlich herrschte stets eine gespannte, angstvoll-bedrohliche Atmosphäre, eine vom »Verlust des Weltvertrauens« (Jean Améry 1977) geprägte Stimmung, nicht nur Freitag abends, wenn meine Eltern den üblichen »Schabbes-Krach« hatten. Nach antisemitischen Ereignissen wurde jeweils die Notwendigkeit der Auswanderung nach Israel thematisiert,

Seit ich mich erinnern kann, war unser Familienleben von der Gegenwärtigkeit des Verfolgungstraumas geprägt. Eigentlich herrschte stets eine gespannte, angstvoll-bedrohliche Atmosphäre, eine vom »Verlust des Weltvertrauens« geprägte Stimmung, nicht nur Freitag abends, wenn meine Eltern den üblichen »Schabbes-Krach« hatten. Nach antisemitischen Ereignissen wurde jeweils die Notwendigkeit der Auswanderung nach Israel thematisiert, wovon keiner in der Familie überrascht schien.

[4]

wovon keiner in der Familie überrascht schien. Als Kind habe ich meinem Freund gegenüber wohl des öfteren solche allerdings folgenlos bleibenden Ankündigungen erwähnt. Am Ende wurde diese Delegation des Nach-Israel-Gehens von drei der sechs Geschwister zumindest zeitweise übernommen.

Auf das Einhalten der jüdischen Gesetze wurde in meiner Familie großer Wert gelegt. Vor dem Essen wurde ein Segensspruch gesprochen, nach dem Essen folgte das Tischgebet. Die Feiertage wurden gehalten, insbesondere der Schabbat, was bedeutete, dass mein Vater nicht arbeitete und wir weder schreiben oder mit der Schere schneiden noch während der Grundschulzeit den Unterricht besuchen durften. Man aß kein Schweinefleisch, Milch- und Fleischgerichte wurden streng getrennt. Mein Vater, obwohl er mir einmal »gestand«, dass er nicht an die Existenz Gottes glaube, legte bis an sein Lebensende jeden Morgen Tefillin, die Gebetsriemen.

Mir scheint, dass er in diesen Ritualen eine Form gefunden hatte, seiner ermordeten Vorfahren und Geschwister zu gedenken. Auf diese Weise blieb er ihnen treu. Und wir Kinder erfuhren in der gelebten Tradition die Schwere des erlittenen Traumas. Das Ritual enthielt die nonverbale Information über die Verfolgung, das Ritual war Gedenken.

Auch ein anderer Überlebender, der bis heute regelmäßig den Gottesdienst besucht, erklärte mir vor einigen Monaten, und zwar eher beiläufig⁴, warum er nicht mehr an Gott glauben könne, nämlich spätestens seit er von seiner Schwägerin erfuhr, was sie im Alter von etwa 14 Jahren, im Schrank versteckt, zu bezeugen hatte: In die Wohnung eingedrungene SS-Männer quälten ihren Vater. Dieser war ein sehr religiöser Mann, ein »Sofer Thora«, jemand, der die ehrenvolle Aufgabe hat, Thorarollen zu schreiben. Sie hätten ihm nicht – wie häufig geschehen – den Bart abgeschnitten oder abrasiert, sondern die Barthaare ausgerissen und ihn dabei mehrfach gefragt, ob er immer noch denke, dass sein Gott ihm beistehe.

Wir Kinder wussten um die besondere Empfindlichkeit unseres Vaters, spürten sehr wohl, wann und was ihm zu nahe ging, wagten nicht, ihn mit Themen zu konfrontieren, die sein labiles Gleichgewicht hätten beeinträchtigen können. Meine Mutter, selbst als sogenannte »Halb-Jüdin«, als »jüdischer Mischling ersten Grades« diskriminiert und verfolgt – sie war von Oktober 1944 bis April 1945 aufgrund einer Verordnung des Reichssicherheitshauptamtes in

einem der Gestapo unterstellten »Erweiterten Polizeigefängnis« in Hagen-Haspe inhaftiert, um in diesem »Arbeitsumerziehungslager« für die Klöckner-Werke Zwangsarbeit zu leisten, was von willkürlichen Erschießungen und davon begleitet war, dass die »Nicht-Arier« bei Bombenangriffen nicht in den für die »Arier« reservierten Bunker durften – stellte sich immer schützend vor ihren Mann. Dass sie auf diese Weise auch ihr eigenes Leid zu verbergen trachtete, verstand ich erst viel später; etwa den sicherlich konflikthaften Bruch, den meine Mutter konsequent betrieb, als sie sich vollkommen vom nicht-jüdischen Teil ihrer Verwandtschaft lossagte, weil der ihren Vater – ein Bergarbeiter, der sehr jung »an Staublung« starb und nach dem ich benannt wurde – zum Glück erfolglos dazu bringen wollte, sich von seiner jüdischen Ehefrau scheiden zu lassen (was vermutlich das Leben meiner Großmutter im Jüdischen Krankenhaus in Berlin, damals ein Gestapo-Gefängnis, gerettet hat).

Und da waren die vier Bilder der beiden Geschwister und Eltern meines Vaters an einer Wand im »kleinen Wohnzimmer«, die in Wirklichkeit gar keine Fotografien waren, sondern Zeichnungen, angefertigt nach Vorlage eines kleinen Fotos, das mein Vater über die Zeit seiner Deportation hinweg in seinen Schuhen retten konnte. Präsent waren seine ermordeten Familienangehörigen auch in Form der Namen meiner Geschwister, wurden doch Helga, Heinz und Helen nach ihnen benannt.

Kurz, meine Geschwister und ich hatten die Aufgabe, Erinnerungen (im Sinne des von Wilfred Bion beschriebenen Containments) zu bewahren und unsere Eltern zu schützen. Die an uns tradierten Delegationen haben wir alle, wenn auch auf sehr unterschiedliche Art und Weise, angenommen.

RÜCKKEHR IN DEN »HEIMATORT«

Ein Jahr vor der »Küchentisch-Szene« hatte ich während eines psychiatrischen Praktikums am Long Island Jewish Hillside Medical Center in New York, das Buch »Children of the Holocaust« von Helen Epstein gelesen. Ihre Darstellung der Zweite-Generation-Thematik hatte mich tief beeindruckt, entdeckte ich doch sehr viele Parallelen zur eigenen Geschichte. Zugleich spürte ich, dass Juden gerade in Deutschland doch auch ganz anders lebten als Überlebenden-Familien in den USA oder in Kanada. Die große Nähe zur Tat wie zu den Täter*innen in Deutschland hat auf das jüdische Leben in diesem Land wie auf

das Verhältnis der Juden zu den anderen Menschen einen enormen Einfluss.

So hatte ich damals eine sehr folgenreiche Entscheidung getroffen, nämlich meine Diplomarbeit über die Zweite Generation in der Bundesrepublik Deutschland zu schreiben. Mein Vater wusste davon, gesprochen hatten wir darüber wohl kaum.

Am besagten Nachmittag begann mein Vater seine Schilderungen mit der Darstellung seiner Rückkehr nach Sögel, in dieses Dorf im Emsland, in dem bis zu ihrer Deportation am 13. Dezember 1941 nach Riga⁵ über siebzig Juden gelebt hatten. In Sögel besuchte mein Vater eine jüdische Schule. Bis zur sogenannten Reichskristallnacht stand dort eine Synagoge, und am Ortsrand befindet sich noch heute ein jüdischer Friedhof, auf dem mein Vater genau an der Stelle beerdigt liegt, die er sich selbst ausgesucht hat, neben ihm inzwischen auch meine Mutter.

»Damals« in Riga habe er mit seinen Eltern und Geschwistern vereinbart, sich in Sögel zu treffen, sollte man »diese furchtbare Zeit« überstehen. Deshalb sei es für ihn vollkommen klar gewesen, sich nach der Befreiung auf den Weg in seinen »Heimatort« zu machen. Darüber habe er »überhaupt nicht weiter nachgedacht«. Erst im etwa 25 Kilometer entfernten Meppen sei ihm wirklich bewusst geworden, dass er möglicherweise niemanden derer jemals wieder treffen würde, die er so gern am Leben gewusst hätte. »Dann habe ich meinen Mut verloren«, meinte er. Und so habe er sehr lange gebraucht, noch die letzten Kilometer zu bewältigen. Am Ortsrand angekommen, bekam er in der dort befindlichen Gaststätte ein Glas Milch: »Die haben mich erst gar nicht wiedererkannt. Und ich mochte doch keine Milch«.

Im Zentrum von Sögel befand sich am Ort der einstigen Synagoge ein Misthaufen; das väterliche Elternhaus direkt nebenan wurde von einer anderen Familie bewohnt; der frühere Nachbar, ein Bäcker, der noch an Juden Brot verkauft hatte, als »Arier« das schon nicht mehr durften, gewährte ihm Unterkunft; ein anderer Nachbar hielt in einem Hohlraum unter der Treppe seines Hauses eine Thorarolle versteckt, die er aus der schon brennenden Synagoge gerettet hatte ...

In einem weiteren kleinen Exkurs möchte ich über den Nazi-Mörder Bernhard Rakers berichten, einem Onkel des gleichnamigen Getränkehändlers, der meiner Familie jahrzehntelang Getränke ins Haus brachte. Dieser war ebenfalls, nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis, einige Jahre später in seinen Heimatort zurückgekehrt. An

eine »Szene« Jahre zuvor kann ich mich noch gut erinnern. Damals kam mein Vater in großer Aufregung nach Hause, rot im Gesicht, aufgelöst, ohnmächtig, sprachlos. Mein nächstälterer Bruder war damals mit im Auto, als mein Vater diesen berüchtigten Nazi auf der Straße entdeckte. Rakers' »Spezialität« habe darin bestanden, Juden anzuordnen, sich auf den Rücken zu legen, um sie dann mit seinem Handstock zu erwürgen, indem er sich breitbeinig auf die Stockenden stellte.⁶

Mein Vater hielt den Wagen an, wollte wohl auf ihn los. Mein Bruder hielt ihn davon ab, suchte ihn mit den Worten »Das bringt doch nichts« zu beruhigen.

Noch Stunden danach sah ich den Schrecken, der meinem Vater ins Gesicht geschrieben stand.

Miteinander gesprochen haben wir damals nicht. Es hatte auch gar keiner Worte bedurft.

»KÜCHENTISCH-SZENE« TEIL II: VOR DER BEFREIUNG

Neben der Inhaftierung im Ghetto von Riga war mein Vater auch in den Konzentrationslagern Kaiserwald, Salaspils und in Stutthof bei Danzig. Die Familie, zu der er an irgendeinem Punkt den Kontakt verloren hatte, und seine Verwandten sind fast alle ermordet worden.

Aus der Großeltern-Generation gab es zwar eine kleine Zahl Überlebender, doch wie es sich anfühlte, einen »richtigen« Onkel oder eine »richtige« Tante zu haben oder gar Cousins und Cousinen, konnte und kann ich mir bis heute nicht vorstellen.

Um zur »Küchentischszene« zurückzukehren: Mein Vater zögerte abermals. Es wurde schwieriger für ihn zu sprechen, wie es mich zunehmend belastete, ihm zuzuhören.

Da sei noch etwas, was er nicht vergessen könne. Er mache sich immer noch Vorwürfe. Wenn er doch nur ...

Mein Vater erinnerte sich an die sogenannten Todesmärsche Richtung Westen, deren Ziel es war, die KZ-Häftlinge zu ermorden, bevor sie von den Alliierten befreit werden konnten. Wenn die ausgemergelten, bereits halb verhungerten Häftlinge es nicht mehr vermochten, den nächsten Schritt zu tun und aufgaben, so wurden sie von den Wachhabenden sogleich erschossen. Mein Vater, sein Cousin Walter und der etwa gleichaltrige ebenfalls aus dem Hümmling stammende David de Haas (den ich als 16-Jähriger während meines Austauschschuljahres in den USA ausfindig gemacht und besucht habe;

[6]

Bei der Recherche Bernhard Rakers betreffend fand ich zu meinem Erstaunen heraus, dass der gebürtige Sögeler Aufseher in mehreren Konzentrationslagern war, u. a. in Esterwegen, Sachsenhausen, Auschwitz und Buchenwald. Er gehörte zunächst der SA an, wurde dann Mitglied der SS, avancierte vom SS-Scharführer zum SS-Ober- und zuletzt zum SS-Hauptscharführer. Er ist wegen seiner Brutalität berüchtigt gewesen. Die Tatsache, dass er von einem früheren KZ-Häftling wiedererkannt wurde, führte dazu, dass der erste bundesdeutsche Schwurgerichtsprozess gegen einen Auschwitz-Täter vor dem Landgericht Osnabrück im Jahr 1952/1953 gegen ihn geführt wurde (Renz 2008).

[5] Fotos dieses Deportationszuges Münster/Osnabrück/Bielefeld sind im Informationszentrum des Berliner Denkmals für die ermordeten Juden Europas ausgestellt.

er war ebenfalls Viehhändler) marschierten zusammen. Walter habe sich zunehmend beklagt. Er könne sich nicht mehr auf den Beinen halten. Mein Vater und David hätten ihm immer wieder Mut gemacht, ihn zwischen sich genommen und untergehakt. Eine Weile sei das gegangen, bis Walter abermals anfang ... Dann sei Walter zusammengeknien und wurde sogleich erschossen.

Nur Minuten später, so mein Vater, hätten sich die Wachmannschaften ganz plötzlich aus dem Staub gemacht:

David und er waren befreit worden.

WIDERSTEHEN UND AUTHENTIZITÄT

Zum Glück brach mein Vater hier nicht ab. Nach einem Moment beiderseitigen Schweigens meinte er, eines wolle er mir unbedingt noch sagen. Damals, als seine Familie den Deportationsbefehl erhalten hatte, sei man den staatlichen Anordnungen gefolgt, ging es um das zulässige Gepäck oder auch darum, sich zum vorgeschriebenen Zeitpunkt am Marktplatz einzufinden. »Für uns war das einfach so.« Dies, daran glaube er ganz fest, sei heute anders: »Ihr würdet das nicht mehr mitmachen«. Den Mut aufzubringen, tatsächlich zu widersprechen, wenn es angebracht erscheint, verbinde ich mit seinen Erfahrungen, vor allem aber auch mit seinen Hoffnungen, die er in die Zweite Generation gesetzt hat.

Den Widerspruch wagen berührt jedoch zugleich die Frage, inwieweit man sich in der Lage sieht, den eigenen Vorstellungen entsprechend zu leben, d.h. die Frage nach der Authentizität zu stellen. Ich habe viele Überlebende kennengelernt, die mir sehr authentisch begegneten. Im Widerspruch zu manchen Darstellungen in der Fachliteratur habe ich Überlebende gerade nicht als abgestumpfte Menschen kennengelernt, die mechanisch dem Erwartbaren folgten, sondern in einer Weise authentisch, die man bei vielen »Durchschnittsmenschen« wohl vergeblich suchte.

Möglicherweise haben Menschen, die durch eine nicht vorstellbare Hölle gingen (vgl. Anja Lundholm 2007), einen besonderen Sinn für das Wesentliche, das Notwendige, das, worauf es im Leben wirklich ankommt.

VERGIFTETE GENERATIVITÄT

Die im Historikerstreit infrage gestellte »Einzigartigkeit« der Shoah wie auch die generationenübergreifende Trauma-Tradierung in

Deutschland manifestiert sich in ganz besonderer Weise bei der Frage nach den Kindern und Kindes-Kindern der Überlebenden, der Frage nach der Generativität. Es ist die Existenz von Kindern, die unbewusst für die tiefe Sehnsucht nach einem unendlichen Leben und nach der Fortführung von Traditionen der Völker steht. Im Kontext der nationalsozialistischen Judenvernichtung spreche ich diesbezüglich von einer »vergifteten Generativität« (Grünberg 2007), ist es den Nazis doch »gelingen«, bei den Überlebenden wie bei deren Nachkommen in das kostbarste Gut der Menschen einzugreifen, nämlich in die Visionen ihrer Zukunft. Die Juden sollten sich nicht »nur« wie Ungeziefer fühlen, das ausgerottet werden muss – Zyklon B war ein Blausäurepräparat zur *Schädlingsbekämpfung* –, sondern ihnen wurde auch vermittelt, dass es eine Zukunft der Menschheit nur *ohne* Juden geben werde. So gab es Überlebende, die sich nichts weniger vorstellen konnten, als nach der Befreiung Kinder zu gebären, und zugleich solche, die im Gegenteil alles taten, um Hitler eben diesen Triumph »der Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa« nicht zu »gönnen«.

Vermutlich gab und gibt es keinen einzigen KZ-Überlebenden, der nicht Zeuge der Ermordung jüdischer Kinder wurde. »Etwa ein Viertel aller ermordeten Juden Europas waren Kinder« (Tych et al. 2008, 37). In Polen lebten vor dem Krieg etwa eine Million jüdischer Kinder bis zum Alter von 14 Jahren. Von ihnen überlebten nur etwa 5.000, d.h. ein halbes Prozent (ebenda). Mütter mit Kindern waren die ersten, die »ins Gas gingen«. Es gibt unzählige Berichte darüber, wie man auf barbarische Weise Kinder ermordete, »am besten« vor den Augen ihrer Eltern. Dies etwa mit dem Hinweis auf die grausame »Natur« der Menschen abzutun oder damit, es habe unter den nationalsozialistischen Peinigern jeweils einen gewissen Prozentsatz von Sadisten gegeben, die ihre Opfer grausam quälten, verkennt die tiefe Wirkung, die diese Art des Mordens tatsächlich »erzielte«.

Eine Überlebende berichtete mir in einer mir unvergesslichen »Szene«, als nämlich im Nebenraum jiddische und israelische Lieder gespielt und gesungen wurden, von einer grausamen Beobachtung im Ghetto von Krakau. Sie sah, wie das dortige Waisenhaus liquidiert wurde, sie sah mit an, wie sich die Nazis »Arbeit« ersparten, indem sie Babys und kleine Kinder aus den oberen Stockwerken einfach aus dem Fenster warfen.

Anja Lundholm (2007) beobachtete folgende »Szene« des Grauens: Ein KZ-Aufseher in Ravensbrück wendet sich väterlich freundlich

einem kleinen Kind zu, spielt mit ihm »Hochwerfen«, bevor er es an der »Kremowand« zerschmettert. »Ohne die leiseste Gemütsbewegung trägt der Mörder die kleine Leiche zu seiner Mutter hinüber, hält sie an den Füßen gepackt wie ein geschlachtetes Huhn. Schlenkerbewegungen seines Arms zeigen uns: da, wo eben noch ein bezauberndes Gesichtchen war, ist nichts mehr. Eine flache, blutige Masse. Er wirft der Frau mit verachtungsvoller Geste ihr Kind vor die Füße, hindert sie daran, über ihm zusammenzubrechen, indem er sie roh zum Ort des Verbrechens zerzt, auf den widerwärtigen Fleck zeigt und kommandiert: Erst saubermachen. Dann kannst du flennen!« (a. a. O., 315).

Mein Vater erzählte einmal in einem Interview, wie er noch gerade der Ermordung durch einen berüchtigten Lagerkommandanten entkam, aber Zeuge einer »Szene« wurde, die ihn tief erschütterte. Ein Häftling, dem es nicht so schnell wie meinem Vater gelungen sei, irgendeine »Beschäftigung« vorzutauschen, wurde »mit freundlicher Stimme« nach seinem Namen gefragt und danach, woher er stamme. Darauf der Kommandant: »Bück dich«, dann: »Bück dich tiefer«. Sodann habe der Lagerkommandant sein Opfer in unmittelbarer Nähe zu meinem Vater erschossen: »Du hast dich nicht tief genug gebückt«.

Was meinen Vater danach so sehr beschäftigt habe, sei, »dass dieser Verbrecher sein Opfer nicht mal angeschaut hat, er hat nach dem Schuss nicht mal geschaut, ob der Häftling wirklich tot ist, so wie das selbstverständlich jeder Jäger macht, der ein Tier erlegt hat« ...

Die Juden sollten begreifen, dass sie nicht einmal den »Wert« eines Tieres hätten.

Um etwas Ähnliches ist es wohl im Lager Kaltschund gegangen, das Aharon Appelfeld (1999) in seiner »Geschichte eines Lebens« erwähnt. Appelfeld bezeugt den Bericht eines Überlebenden aus diesem Arbeitslager, in dem nur Platz für kräftige Männer gewesen sei. Frauen nahm man nicht auf; alte Frauen wurden gleich nach ihrer Ankunft ermordet. Als Jugendlicher erfuhr Appelfeld, was sich in Kaltschund zugetragen hatte. Er hörte vom dortigen »Zwinger, den man »Käfer« nannte [...], ein Gehege für Schäferhunde, die als Wachhunde und zum Jagen gehalten wurden. Vor allem für die Jagd auf Menschen« (ebd. 77). Der Lagerkommandant hatte angeordnet, wie man mit den ins Lager eingelieferten kleinen Kindern zu verfahren habe: man zog sie aus und warf sie den Hunden zum Fraß vor ... Einige seien nicht

gleich gefressen worden, sondern hätten bis zu ihrem Tod zuweilen Wochen im Zwinger »gelebt«; zwei Kinder haben »den Käfer« überlebt. – Der Zwinger, so Appelfeld, habe das Arbeits- zum Todeslager gemacht: »In Kaltschund gab es keine Hinrichtungen, aber der Anblick der kleinen Kinder, die in den Tod gestoßen wurden, war unser Bankrott. Kein Wunder, daß es in Kaltschund viele Selbstmorde gab« (ebd., 78).b

Solchen Schilderungen kann man sich nicht entziehen. Man wird von ihnen ergriffen, überwältigt und förmlich körperlich »angesteckt«. So erstaunt es sicher nicht, dass ich während der Beschäftigung mit diesem letzten Teil meines Vortrags in der Nacht aus einem Alptraum erwachte, in dem meine jüngere Tochter bei einem Sturz ums Leben kam.

Für meinen Vater war die Sicherheit seiner Kinder vielleicht das Wichtigste. Mit seinen letzten Worten, die er am Vorabend seines Todes zu mir sprach, verabschiedete er sich von mir. Er sagte: »Pass' auf die Kleine auf«.



LITERATUR

Améry, Jean 1977 | *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten* | Klett | Stuttgart.

Appelfeld, Aaron 1999 | *Geschichte eines Lebens* | Rowohlt | Reinbek bei Hamburg.

Argelander, Hermann 1967 a | *Das Erstinterview in der Psychotherapie I* | *Psyche* 21: 341-368.

Argelander, Hermann 1967 b | *Das Erstinterview in der Psychotherapie II* | *Psyche* 21: 429-467.

Argelander, Hermann 1967 c | *Das Erstinterview in der Psychotherapie III* | *Psyche* 21: 473-512.

Argelander, Hermann 1968 | *Der psychoanalytische Dialog* | *Psyche* 22: 326-339.

Argelander, Hermann 1970 a | *Das Erstinterview in der Psychotherapie* | Wissenschaftliche Buchgesellschaft | Darmstadt.

Argelander, Hermann 1970 b | *Die szenische Funktion des Ichs und ihr Anteil an der Symptom- und Charakterbildung* | *Psyche* 24: 325-345.

Argelander, Hermann 1979 | *Die kognitive Organisation psychischen Geschehens* | Klett-Cotta | Stuttgart.

Giordano, Ralph 1987 | *Die zweite Schuld oder Von der Last, Deutscher zu sein* | Rasch und Röhring | Hamburg.

Grünberg, Kurt 1997 | *Schweigen und Ver-Schweigen. ns-Vergangenheit in Familien von Opfern und von Tätern oder Mitläufern* | *psychosozial* 20, Heft 2 (Nr. 68): 9-22.

Grünberg, Kurt 2000 a | *Liebe nach Auschwitz. Die Zweite Generation* | Edition diskord. Tübingen.

Grünberg, Kurt 2000 b | *Zur Tradierung des Traumas der nationalsozialistischen Judenvernichtung* | *Psyche* 54: 1002-1037.

Grünberg, Kurt 2001 | *Vom Banalisieren des Traumas in Deutschland. Ein Bericht über die Tradierung des Traumas der nationalsozialistischen Judenvernichtung und über Strategien der Verleugnung und Rationalisierung der Shoah im Land der Täter* | In: Grünberg, K./Straub, J. (Hg.) *Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern* | Edition diskord | Tübingen: 181-221.

Grünberg, Kurt 2004 a | *Vom Mythos objektiver Forschung nach Auschwitz. Unbewußte Verstrickungen in die ns-Vergangenheit bei der Untersuchung psychosozialer Spätfolgen der Shoah in der Bundesrepublik Deutschland* | In: Leuzinger-Bohleber, M. / Deserno, H. / Hau, S. (Hg.) *Psychoanalyse als Profession und Wissenschaft* | Kohlhammer | Stuttgart/Berlin/Köln: 285-303.

Grünberg, Kurt 2004 b | *Erinnerung und Rekonstruktion. Tradierung des Traumas der nationalsozialistischen Judenvernichtung und Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland* | Trumah. Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, 14: 37-54.

Grünberg, Kurt 2007 | *Contaminated Generativity. Holocaust Survivors and their Children in Germany* | *The American Journal of Psychoanalysis* 67: 82-96.

Grünberg, K./Markert, F. 2013 a | *Todesmarsch und Grabeswanderung – Szenisches Erinnern der Shoah* | Ein Beitrag zur transgenerationalen Tradierung extremen Traumas in Deutschland | *Psyche* 67: 1071-1099.

Grünberg, K./Markert, F. 2013 b | *Von einem Günter Grass erschossen? Szenisches Erinnern der Shoah* | In: Grünberg, K./Inowlocki, L./Köhnlein, M./Moré, A. (Gastherausgeber) *Antisemitismus/Erfahrungen – Spätfolgen der Shoah und Antisemitismus heute* | *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*: 192-203.

Jacobs, Theodore J. 1986 | *On counter-transference enactments* | *J. Amer. Psychoan. Association* 42: 741-762.

Klüwer, Rolf 1983 | *Agieren und Mit-agieren* | *Psyche* 9: 826-837.

Klüwer, Rolf 1995 | *Agieren und Mit-agieren – zehn Jahre später* | *Zeitschr. f. psychoanal. Theorie und Praxis* 10: 45-70.

Kogan, Ilany 1998 | *Der stumme Schrei der Kinder. Die zweite Generation der Holocaust-Opfer* | S. Fischer | Frankfurt a. Main.

Leuschner, W. 2004 | *Dissoziation, Traum, Reassoziatio* | In: A. Eckhardt-Henn & S.O. Hoffmann (Hg.) *Dissoziative Bewusstseinsstörungen. Theorie, Symptomatik, Therapie* | Schattauer | Stuttgart/New York: 60-73.

Lorenzer, Alfred 1970 a | *Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffs* | Suhrkamp | Frankfurt a. Main.

Lorenzer, Alfred 1970 b | *Spracherstörung und Rekonstruktion* | Suhrkamp | Frankfurt a. Main.

Lundholm, Anja 2007 | *Höllentor*. LangenMüller | München.

Renz, Werner 2008 | *Selektive Sühne. Anmerkungen zum ersten westdeutschen Prozess gegen einen Auschwitz-Täter* | In: *Newsletter zur Geschichte und Wirkung des Holocaust* | Informationen des Fritz Bauer Instituts | Newsletter Nr. 32, 17. Jg.: 10-14.

Tych, Feliks / Kenkmann, Alfons / Kohlhaas, Elisabeth / Eberhardt, Andreas (Hg.) 2008 | *Kinder über den Holocaust. Frühe Zeugnisse 1944-1948* | Metropolis | Berlin.

»Wollen Sie uns hier etwa über den Holocaust erzählen?«

*Zur mehrfachen Traumatisierung jüdischer Einwander*innen aus der ehemaligen Sowjetunion im Nationalsozialismus¹*

Julia Bernstein

Der gesellschaftliche Kontext mit seinen soziokulturellen und politischen öffentlichen Diskursen beeinflusst in der Regel die Wahrnehmung, Deutung und das Verhalten seiner Mitglieder. Die jüdischen Einwander*innen bringen zwangsläufig Interpretationsmuster mit, die durch ihr Ursprungsland stark geprägt sind und sich von den lokalen Diskursen häufig unterscheiden. Auf diese Weise treten Übersetzungsschwierigkeiten auf, die durch den veränderten Kontext zu erklären sind. Auch wenn viele Ähnlichkeiten zwischen den Einwander*innen und den alteingesessenen jüdischen Menschen durchaus vorhanden sind, gibt es deutliche – oftmals überbetonte – Unterschiede im Narrativ des Nationalsozialismus der beiden ›Gruppen‹.

Sprach man in Deutschland über den Holocaust als ein beispielloses, einzigartiges, für sich stehendes Phänomen (Diner 2006) oder auch eine erklärungsbedürftige und rätselhafte Erscheinung (Gitelman 1994, Kandel 2006, Lustiger 1998), so wurde in der SU (und nun auch in der russischen Föderation) das kollektive Leid des sowjetischen Volkes bzw. aller sowjetischen Bürger*innen mit ihrem beispiellosen Widerstand während des *Großen Vaterländischen Krieges* ohne Präzedenz thematisiert. Der Begriff ›Holocaust‹ war in dieser Erzählung bis in die 90er hinein unbekannt. Historisch betrachtet waren jedoch auch sowjetische Juden Holocaustopfer (Gitelman 1994, Kandel 2006, Lustiger 1998).. In diesem Zusammenhang bricht die mitgebrachte sowjetische Siegherrhetorik mit der in Deutschland breit akzeptierten Diskurskategorie. Die Kategorie ›jüdische Sieger‹ erscheint im jüdischen als auch im nicht jüdischen Kontext als besonders widersprüchlich, verwirrend, konflikträchtig bzw. Übersetzungsproblematisch.

Erst nach der Perestroika wurden die Begriffe ›Katastrophe des europäischen Judentums‹, ›Holokost‹ oder auch ›Vernichtung‹ im Zusammenhang mit jüdischen Opfern eingeführt (vgl. Gitelman 1997, 18-19; Gitelman 1994, 117). Bis dahin war das Thema ›Holocaust‹ kein expliziter Gegenstand von Diskussionen in der sowjetischen Historiographie – auch kaum nach der Perestroika. Ein Grund dafür

[1]

Dieser Artikel basiert auf einem bereits veröffentlichten Artikel »Wollen Sie uns hier etwa über den Holocaust erzählen? Zur mehrfachen Traumatisierung ex-sowjetischer Juden im Nationalsozialismus. Mehrfache Traumatisierung ex-sowjetischer Juden im Nationalsozialismus und danach in den Gesprächen mit (ex-sowjetischen jüdischen) Migranten in Deutschland. Im Tagungsband *Trauma und Intervention. Zum professionellen Umgang mit Überlebenden der Shoah und ihren Familienangehörigen*. 24.-27.01.2017. (Hg.) zwst: 73-80.

war die politische Entscheidung nach dem Ende des 2. Weltkrieges, den internationalen Kampf gegen den Faschismus ideologisch herauszustellen und die einzelnen Opfergruppen unsichtbar werden zu lassen. Es diente der Herstellung eines globalen Narrativs des sowjetischen Siegevölker bei gleichzeitiger Betroffenheit aller vom faschistischen Regime, die aber durch den Sieg am Nationalsozialismus kollektiv überwunden werden konnte. Zum anderen wollte man der Nazi-Propaganda hinsichtlich einer ›jüdisch-bolschewistischen Verschwörung‹ entgegenwirken, indem das zentrale ideologische Moment des Nationalsozialismus – die Vernichtung des jüdischen Volkes – ausgeblendet wurde (Polouektova 2009, 2). Außerdem wurde versucht, das Kollaborationsausmaß der sowjetischen Bürger bei der Massenvernichtung von Juden ›herunterzuspielen‹, um den Zusammenhalt, die brüderliche Gesinnung und den Patriotismus des gesamten sowjetischen Volkes zu akzentuieren und zu kultivieren (ebd.). Auch der nach dem Zerfall der SU freigesetzte Prozess der Entsakralisierung sowjetischer Narrative beeinflusste nicht den Kult des Großen Vaterländischen Krieges. Bis heute wird das Thema ›Holocaust‹ kaum und nur am Rande des Erinnerungsdiskurses erwähnt, denn die Politik und Wissenschaft fokussieren sich nun auf »das Erbe und die Verbrechen des Kommunismus« oder auch auf nationsstiftende und stärkende Prozesse (ebd., 3).

Laut der neueren Forschung von Ksenia Polouektova (2009), die die Rolle des Holocaust in den post-sowjetischen Geschichtsbüchern analysiert, enthielt keines der analysierten Bücher ein separates Kapitel bzw. Unterkapitel über den Holocaust (ebd., 13). Einigen Autoren, wie im Beispiel des vom Ministerium empfohlenen Geschichtsbuchs für die 11. Schulklasse von Arutiune Ulunyan and Evgeny Sergeev (2005), ist es gelungen, »über die Vernichtungspolitik der Nazis gegen die Juden zu diskutieren, ohne das Wort Holocaust auch nur einmal zu erwähnen« (ebd.).

Auf der Grundlage meiner Interviews und in Korrespondenz mit Forschungsbefunden von Zvi Gitelman über ex-sowjetische jüdische Migrant*innen in Detroit basiert das Wissen über den Holocaust im postsowjetischen Raum hauptsächlich auf fragmentarischen familiären Geschichten sowie auf wenigen literarischen Werken (vgl. Gitelman 1997, 15-42) wie Rybakovs *Schwerer Sand* (1978) oder Kuznetzovs *Babij Jar* (1966). Als Resultat der totalitären sowjetischen Politik und der Angst vor erneuten Repressionen wegen ›falscher Sichtweisen‹

*Sprach man in Deutschland über den Holocaust als ein beispielloses, einzigartiges, für sich stehendes Phänomen (Diner 2006) oder auch eine erklärungsbedürftige und rätselhafte Erscheinung (Gitelman 1994, Kandel 2006, Lustiger 1998), so wurde in der SU (und nun auch in der russischen Föderation) das kollektive Leid des sowjetischen Volkes bzw. aller sowjetischen Bürger*innen mit ihrem beispiellosen Widerstand während des Großen Vaterländischen Krieges ohne Präzedenz thematisiert. Der Begriff ›Holocaust‹ war in dieser Erzählung bis in die 90er hinein unbekannt.*

versuchen Eltern der befragten jüdischen Einwander*innen, ihre Kinder durch das Verschweigen familiärer Biographien der im Holocaust ermordeten Familienmitglieder vor einer möglichen Verfolgung durch die immer noch befürchtete Staatsmacht zu beschützen.

Tamara: »Sie [vermutlich die Nicht-Russisch-Sprechenden] verstehen es nicht, dass uns alle Wurzeln weggenommen wurden. Ich gehe hier [in Deutschland] auf der Straße und sehe ein Haus aus dem Jahr 1341, und ich, ich weiß selbst den Namen meiner Oma nicht.«

Als Folge des Schweigens in der Familie – verstärkt durch den fehlenden gesellschaftlichen Diskurs über den Holocaust – wussten viele der Befragten wenig über das Ausmaß der Shoah und stellten ihre ermordeten Angehörigen in den Kontext allgemeiner Kriegsopfer. Wie Sandomirskaya (2004, 131) es zusammenfasst, »a private biography is inserted in this collective mega-project ... [in which] ... identity turn[s] into simulacra of the state.«

Es könnte leicht die Missinterpretation entstehen, dass die ex-sowjetischen Juden mit dem Holocaust nicht viel gemein haben, oder wie eine israelische Forscherin mir gegenüber auf einer Konferenz behauptete: »Ma lahem veleschoah!« [»Was haben sie mit dem Holocaust zu tun?«]. In jeder der von mir befragten Familien waren Familienmitglieder jedoch vom Holocaust betroffen, auch wenn sie es anders gedeutet und sprachlich repräsentiert haben (nicht »im Holocaust«, sondern von »Nazis im Drobezkiy Yar ermordet« oder im »Stetl gefallen«). Es handelt sich also eher um eine besondere Art der Teilhabe an der Holocaustgeschichte, welche den meisten Befragten nicht bewusst ist, bzw. welche sie sprachlich nicht artikulieren können, weil sie es in ihrer Sozialisation nie getan haben. Der Kontext jüdischer Einwanderung ins »Land der Täter« scheint jedoch Prozesse auszulösen, die zu einer späteren Entwicklung neuer Denk- und Reflexionskategorien beitragen. Diese sind aber nicht widerspruchsfrei und durchaus konfliktträchtig, denn dieses neue Narrativ schließt auch die anderen negativ beladenen Kategorien ein wie *Juden*, *Russen* und *Ausländer* ein. Jegliche Konfrontation mit Spuren des Nationalsozialismus steht in einem Spannungsverhältnis zu der eigenen Entscheidung, in dieses Land einzuwandern. Die imaginierten inneren Dialoge mit den verstorbenen Verwandten, die Zeugen des Krieges und des Holocaust gewesen sind, verbildlichen die inneren Konflikte in diesem Zusammenhang.

Im folgendem Beispiel erwähnt Katja (70 Jahre alt) in ihrer sehr persönlichen Beschreibung die doppelt illegitime Entscheidung, nach Deutschland auszuwandern: als Jüdin und Enkelin ihrer Großmutter, die im Holocaust ermordet wurde, und als Tochter ihres Vaters, der als Soldat im Krieg gefallen ist. Sie beschreibt, dass sie bei der Einreise an der Grenze »einen jungen Deutschen mit aufkrepelten Ärmeln und Schäferhund« gesehen hätte, obwohl ihr Sohn, der beim Interview anwesend war, sich an keinen Hund an der Grenze erinnern konnte. »Ich habe öfter gedacht und denke immer noch, was hätte meine Mutter dazu gesagt, wenn sie am Leben gewesen wäre. Es war ganz am Anfang der Perestroika, dass mein Bruder [der später nach Israel auswanderte] ihr gesagt hat, dass es einige Menschen gibt, die nach Deutschland gehen. Sie sagte: Wie konntest Du daran denken? Wie sind Juden! Hast Du vergessen, dass wir deinen Vater dort verloren haben? Sie haben deine behinderte Oma im Hof ermordet... Und wir haben dieses Thema nicht mehr berührt ...« Katja ist ausgewandert, nachdem ihre Mutter verstorben war.

Berechtigt ist zu ergänzen, dass die einzige Information, die Katja jemals über die Lebensgeschichte ihrer Großmutter gehört hatte, darin bestand, dass diese gelähmt war, und dass es keine Möglichkeit gab, sie zu evakuieren. Sie blieb mit einer russischen Pflegerin zurück und wurde im Hof ihres Hauses ermordet. Wie in den meisten interviewten Familien, hatte Katjas Mutter nie über die Großmutter mit ihren Kindern gesprochen.

Nach der Auswanderung nach Deutschland springen die fragmentarischen, emotional beladenen Assoziationen und durch die sowjetische Kriegsfilmindustrie internalisierten Bilder mitten in die Gegenwart, und so werden »die Deutschen« in den wenigen informellen Interaktionen jenseits der russischen Enklave leicht auf die Kategorie Ex-Nazis reduziert.

Warja (68 Jahre alt): »Oft werden wir [von den Freuden in Russland] gefragt: »Wie ist es in Deutschland?« Aber eigentlich kennen wir nur das russischsprachige Deutschland [meint die russischsprachige Enklave]. Ich war noch nie in einem deutschen Haus. Nein, einmal doch. Eine deutsche Frau wollte Russisch lernen und ich wollte von ihr Deutsch lernen. Sie zeigte mir ihr Familienfotoalbum mit ihrem Bruder in Hitlers Uniform. Mir wurde schlecht.«

In diesem Zusammenhang kann das *Siegernarrativ* eine kompensatorische Rolle in kritischen Situationen der Desorientierung

im neuen Land spielen, zum Beispiel, wenn Menschen sich besonders machtlos oder rechtlos fühlen, bzw. wenn sie sich in der neuen Realität nicht auskennen. So können übliche Alltagssituationen, in denen es keine offensichtliche Verbindung zwischen dem Handeln einer Person und dem Krieg zu geben scheint, dazu führen, dass auf Assoziationen mit dem Krieg zurückgegriffen wird. Sweta (48 Jahre alt, Musiklehrerin) erzählt im Interview über eine Begebenheit, die sich einen Tag zuvor zugetragen hatte.

»Gestern bin ich mit meinem [9-jährigen Sohn] zur Bushaltestelle gegangen. Wir sind zum Bus gerannt, als er gerade abfahren wollte. Der Busfahrer hat uns gesehen, aber hat nicht gewartet. Er hat die Tür geschlossen und ist weggefahren, gerade vor unseren Gesichtern als wir angekommen sind. [Pause] Dann habe ich meinem Sohn alles über den Krieg und den Holocaust erzählt!«

Swetas Reaktion kann etwas absurd erscheinen, dennoch versteckt sich hinter jeder Absurdität eine bestimmte Logik. Eine solche Reaktion kann eine eigene Art der Bewältigung einer neuen und fremden Situation darstellen. Sweta scheint die lokale Regel, strikt dem Fahrplan zu folgen, nicht geläufig zu sein. Dementsprechend interpretiert sie das Handeln des Busfahrers als unmenschlich, respektlos und sogar feindselig – ein Handeln, das sie in den Augen ihres Sohnes entwürdigt. Als Resultat findet sie die praktische Lösung einer starken Zuschreibung. Sie generalisiert das Handeln des Busfahrers und ordnet es in die Kategorie der »Deutschen« ein und zieht die Parallele zu der unmenschlichen Behandlung der Juden im Holocaust – dies trotz der Möglichkeit, dass der Busfahrer in der konkreten Situation beispielsweise ein Einwanderer aus der Türkei sein könnte.

Eine wichtige Komponente im Versuch, Erfahrungen ex-sowjetischer Juden und Jüdinnen besser zu verstehen ist der Umstand, dass die Verfolgungen und Traumatisierungen nicht mit dem Holocaust begonnen hatten und mit dem Ende des Krieges bei weitem nicht beendet waren. Die Ausradierung des jüdischen Lebens in der SU hatte bereits nach der Oktoberrevolution begonnen. Wir haben hier historisch betrachtet mit einer Kontinuität erlittener Diskriminierungen und Segregation zu tun, die mindestens mehrere Generationen betroffen hat. Fast für jede interviewte Familie war der Begriff »Verfolgung von Juden« mit Erinnerungen an stalinistische Repressionen, nationalsozialistische Vernichtung sowie zahlreiche Beispiele mehrfach erlebter Diskriminierung in der SU verbunden. Wenn die

Befragten jedoch das Thema »Holocaust« in den Interviews erwähnten, geschah das immer im Kontext einer langanhaltenden geschichtlich und biographisch relevanten *Verfolgung*. Dabei soll der Außenstehende dadurch nicht irritiert werden, dass die ex-sowjetischen jüdischen Einwander*innen mehr die Auswirkungen der Repressionen Stalins als die des Holocaust artikulieren können, denn es ist ein Thema, das sie aus dem langen öffentlichen Diskurs verinnerlichen konnten.

Unüberbrückbares zu verbinden ist die Paradoxie des post-migrantischen Lebens. Die »Paradoxien in den gelebten Wir-Bezügen«, um im Sinne von Roswitha Breckner (2005, 86) zu sprechen, zeigen sich besonders deutlich, wenn Einwander*innen der Notwendigkeit ausgesetzt sind, Widersprüche zu bewältigen, Zugehörigkeitsnarrative zu legitimieren und Loyalitäten zu mehreren Narrativen aufrechtzuerhalten, die sich oft widersprechen (zum Beispiel als jüdische Sieger und Opfer gleichzeitig).

Oft nehmen die kollektiven Narrative eine unterstützende und identitätsstärkende Rolle ein, sodass es sich nicht einfach macht, diese infrage zu stellen bzw. durch neue – zum Teil auch überwältigende Narrative – zu erweitern. So ist der Fall der russischsprachigen Juden aus der SU, die den radikalen Umbruch einer konstanten sozialen Wirklichkeit erlebt haben, ein besonderer, denn er bringt Narrative hervor, die auf den ersten Blick mit einander nicht zu vereinbaren sind. Ihre Integration bleibt stets eine kreative Leistung, die oftmals mit einem radikalen Verlust des Eigenen einhergeht.

Im folgenden Zitat kombiniert Rita drei widersprüchliche Narrative, nämlich den Holocaust und das Schicksal ihres jüdisch-seins, sowie das Siegenarrativ und den Versuch, eine Loyalität für Deutschland zu entwickeln. Sie hebt auch das Leiden der Deutschen vor, ohne dieses historisch kontextualisieren zu können:

»Mein Vater kämpfte [als Soldat gegen die Nazis], er schrieb seinen Namen auf das Reichstagsgebäude [Rita bezieht sich auf das in der SU gut bekannte Ereignis, als die sowjetischen Soldaten ihre Namen als Zeichen des Sieges auf die Wände des Reichstags geschrieben haben]. Aber die *Katastrophe* [der Holocaust] hat sie fast alle betroffen. Die meisten unserer Verwandten sind in den Stetls gefallen. [Pause] Aber wir hatten keinen Zweifel über das Hierher-Kommen, weil sie [die Deutschen] haben noch mehr gelitten. Der Krieg wurde eine Tragödie für die Deutschen. Hier wurden sie von den Amerikanern und Engländern bombardiert. Und jetzt, wenn sie für ihre Großeltern

antworten müssen, dann müssen wir auch für die unsrigen antworten: für Repressionen, für die Revolution... [Pause, merkt vermutlich mangelnde Logik ihrer Aussage und schließt dann ab:] Das Wichtigste für Juden ist zu überleben, egal wo.«

Rita verwendet das Wort ›gefallen‹ und nicht ›ermordet‹ oder ›getötet‹, wenn sie ihre im Holocaust ermordeten Verwandten in Stettin erwähnt. Diese Wortwahl entspricht unterbewusst dem Ziel, zwischen widersprüchlich unterschiedlichen Narrativen auszugleichen. Dabei werden die Holocaustdimensionen durch den Vergleich mit anderen Kriegsoptionen (wie sowjetischen Soldaten oder sogar den Deutschen) stark relativiert. Als Tochter eines Soldaten und Verwandte von Holocaustopfern fühlt sie sich gezwungen, ihre Entscheidung, ins ›Land der Täter‹ einzuwandern, zu erklären und zu legitimieren. Ihre Legitimierungsbrücke ist die Feststellung, in ein *anderes Land* eingewandert zu sein, in dem die *Deutschen* unter der Kriegstragödie auch gelitten haben. Wenn sie das Argument der unter dem Krieg leidenden und bombardierten Deutschen aufgreift, erwähnt sie nicht die sowjetischen Soldaten, zu denen ihr Vater gehörte, sondern die amerikanischen und englischen Kombattanten. Dieses Konstrukt entspricht der sowjetischen Rhetorik von absoluten und nicht in Frage zu stellenden Siegen des 2. Weltkrieges. Doch die klaffenden Unstimmigkeiten und Diskrepanzen unterschiedlicher Narrative lassen sich auch hier schwer überwinden. Rita, die an einer schweren Krankheit leidet und sich erhofft hat, in Deutschland zu genesen, beendet ihre widersprüchliche Rede mit einem für die jüdische Geschichte charakteristischen Satz: »Das Wichtigste für Juden ist zu überleben, egal wo.«



LITERATUR

Gitelman, Zvi 1994 | *Reconstruction of Community and Jewish Identity in Russia*. *European Jewish Affairs*, 24 (2): 35-56.

Gitelman, Zvi 1997 | *Politics and the Historiography of the Holocaust in the Soviet Union*. In: Gitelman, Zvi (Hg.) *Bitter Legacy: Confronting the Holocaust in the USSR*. Indiana University Press. Bloomington / Indianapolis: 15-42.

Polouektova, Ksenia 2009 | *The Holocaust in Post-Soviet Russian History Textbooks: Texts and Contexts* | Vortrag auf der Konferenz *Neue Stimmen: erster Kongress der Nachwuchswissenschaftler im Bereich Osteuropa, Russland und Eurasia* | Universität Tel Aviv | Geschichtsschule Institut Kimerling zur Forschung von Russland und Osteuropa | 18-19.11.2009.

Sandomirskaya, Irina 2004 | *Introduction: A cosmopolitan in search of a fatherland: Admiral Shishkov and the linguistic myth of the Russian Empire*, 155-172, in Birgegård, Ulla and Sandomirskaya, Irina (Hg.).

Ulunyan, Arutiune / Sergeev, Evgeny 2005 | Geschichtsbuch 11. Schulklasse.



GEFÜHLSERBSCHAFTEN
AUS OSTDEUTSCHEN
PERSPEKTIVEN

*Familiengedächtnis und
Tradierungslinien*

Gefühlserbschaften aus ostdeutschen Perspektiven

Die Notwendigkeit eines weiteren Blickwinkels

Jana Scheuring

RELEVANTES – VON HEUTE AUS GEDACHT

Geschichte wird immer aus der Gegenwart heraus betrachtet; dabei sind die Fragen und Aspekte zentral, die Antworten für das Heute bereithalten. Der Blick zurück ist also immer ein eigenwillig selektiver und fokussierter. Unter diesem Blickwinkel möchte ich auch die transgenerationalen Weitergaben im ostdeutschen Kontext betrachten. Wo liegt die Spezifik? Warum ›den Osten‹ eigenständig betrachten? Finden wir etwas Relevantes heraus über das Heute und über den Umgang mit dem Vergangenen, wenn wir dieses überstrapazierte und sehr homogenisierende Konstrukt als Rahmen verwenden? Eigene familienbiografische Recherchen und Auseinandersetzungen, aber auch unzählige Lektüre, Austausch mit anderen Ost-Sozialisierten und nicht zuletzt die vielen Begegnungen im Rahmen der langjährigen Bildungsarbeit im Ostteil des Landes haben mich in der Annahme bestätigt, dass da etwas zu finden ist, und es sich lohnt, mit dieser Brille auch auf transgenerationale Weitergaben zu schauen. Mich interessieren dabei nicht nur Inhalt und Qualität dieser Weitergaben, sondern vor allem unter welchen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen sie betrachtet, weggelegt, gar vergraben oder überhöht, neu gedeutet, verschoben oder anders gerahmt wurden und werden konnten. Wichtig – und bereits ein ostdeutsches Spezifikum – scheint mir die Verknüpfung verschiedener ideologischer Spuren und die Transformation von Geschichten und Erfahrungen. Eingeschlossen in die Betrachtung sind deshalb die Erbschaften des Nationalsozialismus ebenso wie die erinnerungs- und gesellschaftspolitischen Bedingungen und Prägungen in der DDR. Der Bogen schließt auch die Zeit des Umbruchs, des sogenannten ›Mauerfalls‹, ein, sowie die Zeit, die darauf folgte und sich bis in die Gegenwart spinnt. Denn die Leitfrage bleibt: Was finden wir heute noch von diesen oftmals diffusen, doch deshalb nicht minder wirksamen, Erbschaften vor? Mit dieser Frage beschäftigt sich der vorliegende Artikel und die anschließenden Beiträge, die eigenständige Artikel sowie Interviews mit den Podiumsteilnehmerinnen umfassen.

Wenn es sich bei Gefühlserbschaften, wie Angela Moré sie mit Freud definiert, um die »Weitergabe von unbewusst gewordenen oder bewusst verborgenen und verleugneten Erfahrungen einer Generation an die nächste handelt« (Moré 2014, 211), dann muss zunächst herausgeschält werden, welche Erfahrungen so relevant sind, dass sie vor sich selbst und somit auch vor den Kindern und Kindeskindern verborgen und dadurch teilweise in sie ausgelagert werden. Denn es gelingt keiner Generation, »unliebsame seelische Regungen vor der nächsten zu verbergen« (Moré 2013). Von der folgenden Generation werden Gefühle aufgenommen, »die nicht durch eigene Erfahrungen erworben wurden, sondern vermittelt durch nahe Bezugspersonen« (Moré 2014, 211).

Die vertiefte Forschung zur intergenerationellen Weitergabe von schwersten Traumatisierungen geht auf Erkenntnisse zurück, die in der psychotherapeutischen Behandlung von Kindern und Enkelkindern Schoah-Überlebender gemacht wurden. Auf den Ursprung dieser Erkenntnisse, die mit der 2. und 3. Generation gemacht wurden, weisen Marina Chernivsky und Kurt Grünberg in dieser Publikation hin. Erst in den letzten Jahrzehnten wurden diese Erkenntnisse auch auf die nachfolgenden Generationen der Täterseite angewendet: Auch hier finden sich Phänomene, die auf erworbene und ererbte emotionale Inhalte und Erinnerungen traumatisierender Erfahrungen hinweisen, wie sie Ute Althaus in ihrem Text deutlich aufzeigt. Diese emotionalen Weitergaben in die nächste Generation gehen oft mit einer Neutralisierung des Erinnerns einher, die Freud als Abspernung bezeichnet (vgl. Freud 1914, 127). »Die Abspernung hat jedoch ihren sozialen Ort: Nur wer auf der Seite der Herrschaft steht und zu den Tätern gehört, kann sich nämlich diese Abwehr des Erinnerns leisten. Die Opfer hingegen drängt es immer wieder dazu die traumatische Situation zu reproduzieren und das Denken quälend (...) kreisen zu lassen.« (Erdheim 2009, 54)

Heike Radvan antwortet im Interview dieser Publikation auf die Frage, was Gefühlserbschaften für sie bedeuten: »Wenn wir von Gefühlserbschaft reden, ist das für mich auch eine Frage von Perspektiven. Ich würde Gefühlserbschaften in Deutschland aus einer problematisierenden Sicht beschreiben. Mit Blick auf nachfolgende Generationen von Täter*innen- und Mitläufer*innen im NS. Und das sind häufig Aussagen und Positionen, die eher distanziert und unemotional mit den Verbrechen umgehen.«

Angela Moré spricht beispielhaft davon, dass auf diesen indirekten Wegen »vor allem die Beteiligung an Verbrechen oder die passive Unterstützung derselben bzw. das Mitwissen« übermittelt wurde (Moré 2014, 210). Diese hauptsächlich »körpersprachlichen Botschaften mit hohem affektivem Gehalt, die den Kindern signalisieren wo sie Tabus berühren und die Identität ihrer Eltern bedrohen« drückten sich z. B. aus im Vorwurf von Undankbarkeit, Abwendung, Rückzug bis hin zur Androhung von Strafen oder der Verstoßung der Kinder. Für die Nachkommen der Täter*innen waren die Gründe für diese heftigen Reaktionen nicht erfassbar und erzeugten »Konstellationen der Schuldverleugnung und -verschiebung« in denen bei ihnen vor allem der Eindruck auftauchte, »etwas Unrechtes getan zu haben«. Auf diese Weise wurde es möglich, eigene Schuldanteile oder Zweifel in die nachfolgenden Generationen auszulagern und diese als »Verfolger«, sich selbst hingegen als »Opfer«, wahrzunehmen.

Wie ein solches Erleben Generationenverhältnisse in kollektiver Weise bestimmen kann, wird z. B. im Band *Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus* in aller Deutlichkeit beschrieben (Lohl/Moré 2014). Das Podium »Rekonstruktion, Deutung und Wirkung von Gefühlserbschaften aus ostdeutschen Perspektiven« hatte sich im Rahmen der Tagung »Gefühlserbschaften im Umbruch« vorgenommen, aufzuzeigen, unter welchen spezifischen Rahmenbedingungen und Hürden sich diese Weitergaben in einem ostdeutschen Kontext formier(t)en, und welche Auswirkungen wir heute vorfinden können – wie sehr also die Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt und hinter unseren Rücken die Gegenwart mitkonstituiert.

POLITISCHE BILDUNGSARBEIT IN OSTDEUTSCHLAND

Die langjährigen Erfahrungen in der politischen Bildungsarbeit in den Projekten »Perspektivwechsel« und »Perspektivwechsel Plus« fanden und finden hauptsächlich in Ostdeutschland, besonders in Thüringen, statt. Die Lernerfahrungen in und mit den Seminargruppen in der Auseinandersetzung mit Diskriminierung sowie dem Umgang mit gesellschaftlicher Pluralität machen immer wieder deutlich, dass es essenziell ist, die spezifischen Bedingungen zu erfassen, unter denen wir diese Fragen dort in den Blick nehmen. Unser Anliegen war es, mit dem Podium einen Raum zu eröffnen, in dem gemeinsames Nachdenken und Sprechen die »Unwissenheit über die eigene mentale Lage und tradierte Vorurteile« (Runge 1990, 6) ansatzweise aufhebt, wie

dies bereits 1990 etwas polemisch von Irene Runge formuliert wurde. Wo diese ostdeutschen Prägungen erfasst und anerkannt werden können, in denen der Nationalsozialismus ebenso wie die Zeit der DDR und die Erfahrungen eines radikalen Systemwechsels nach 1989 sowie fortgesetzter struktureller Ungleichheit gleichsam enthalten sind und mitgedacht werden.

Unser Wunsch war und ist es, dadurch auch eine kritische Betrachtung von ostdeutschen Ausschlusspraxen zu ermöglichen, damit Menschen, die diese Prägungen und Erfahrungen teilen, die spezifischen Ausformungen von z. B. Rassismus und Antisemitismus in Ostdeutschland erfassen und somit auch bearbeiten können – und zwar im gemeinsamen Nachdenken und unter Einbeziehung der historischen und aktuellen Bedingungen. Auch für unsere politische Bildungsarbeit und das Eröffnen von Erfahrungs- und Lernräumen ist es letztlich zentral, angemessene Leitlinien und Bildungsangebote zur Verfügung zu stellen, die von den Erfahrungen der Menschen aus denken.

Das Auffalten der historisch prägenden Schichtungen, ihrer gegenseitigen Verknüpfungen und Versperrungen kann Deutungen ermöglichen, die dazu beitragen, zunehmende gesellschaftspolitische Spaltungen, rechtspopulistische Äußerungen und gruppenbezogene, besonders rassistische Gewalt, zu verstehen, die vor allem ab Mitte 2014 mit der sogenannten ›Flüchtlingskrise‹ immer sicht- und spürbar wurden.

SORTIEREN UND SELBSTPOSITIONIEREN

Mit ›intergenerationalen Weitergaben‹ sind als belastend erlebte individuelle und familienbiografische Zustände, Erinnerungen und Erlebnisse gemeint, die sich auch in einem breiteren gesellschaftlichen Klima widerspiegeln können. Dieses Erleben in einen historischen und gesellschaftspolitischen Kontext zu stellen, der über das Individuelle hinausgeht, kann bereits Türen für die Auseinandersetzung öffnen. Die Anerkennung der Wirkmächtigkeit dieser individuellen sowie kollektiven Belastungen durch solche amorphen Weitergaben ist dabei sehr bedeutsam. Eine vertiefte Auseinandersetzung muss sich mit der individuellen und familiären Gestalt der Weitergaben beschäftigen und kann in der Tiefe nur individuell geschehen, z. B. in einem psychotherapeutischen Setting oder einer künstlerischen Arbeit. Ines Geipel formuliert die Fragen und Herausforderung im

Mit ›intergenerationalen Weitergaben‹ sind als belastend erlebte individuelle und familienbiografische Zustände, Erinnerungen und Erlebnisse gemeint, die sich auch in einem breiteren gesellschaftlichen Klima widerspiegeln können. Dieses Erleben in einen historischen und gesellschaftspolitischen Kontext zu stellen, der über das Individuelle hinausgeht, kann bereits Türen für die Auseinandersetzung öffnen.

Interview dieses Bandes wie folgt:

»Wie viel an Erfahrung, wie viel an Gefühlserbschaft, und vor allem welche, muss ich wirklich konkret verstanden haben, damit ich hier und heute ein politischer, wacher Mensch sein kann? Wie komme ich zu einem eigenen, emanzipierten und selbständigen Leben? (...) Das sind sehr individuelle Arbeitsaufträge, denen wir da ausgesetzt sind, und deshalb ist es ungemein wichtig, dass eine Gesellschaft dafür Räume eröffnet, dass sie diesen Prozess aktiv enttabuisiert.«

Durch das aktive Befragen und Verstehen der beschriebenen Phänomene eröffnen sich auch Räume für eine kritische Beschäftigung mit der eigenen DDR-Biografie oder der Biografie der Eltern/Großeltern im Nationalsozialismus sowie den Nachwirkungen, die sich im Heute finden. Grundlage ist jedoch vorher die schlichte Anerkennung, dass etwas da ist, das es wert ist, angeschaut zu werden und das sich nicht aus einer vermeintlich allgemeingültigen bundesrepublikanischen Erinnerungsarbeit heraus verstehen und ableiten lässt. Michale J. Froese fasst es so zusammen: eine »systematische psychoanalytische Forschung zu den DDR-spezifischen Traumatisierungen von Anpassungs- und Widerstandsprozessen gibt es bisher nicht. Die Beschäftigung mit dem Erbe aus Krieg und Nachkriegszeit, sowie mit den seelischen Verletzungen, die 40 Jahre Diktatur des Proletariats in der DDR hinterließen, haben erst in den letzten Jahren begonnen. (...) Ostdeutschland besitzt *psychohistorische Besonderheiten*, die eigene Beachtung verdienen« (Froese 2009, 122).

Zu diesen Besonderheiten zählen seiner Einschätzung nach neben »schwer kommunizierbaren Täterschicksalen« (Froese/Seidler 2009, 20) – und Täter*innen- bzw. Mitwisserbiografien, auch traumatische Verletzungen, die auf den 2. Weltkrieg zurückzuführen sind, darunter Erfahrungen der Zwangsmigration von Deutschen ab 1944/45, die aufgrund des geteilten Schicksals weitgehend normalisiert wurden. Die psychischen Folgen der deutschen Teilung, die besonders im Ostteil des Landes mit einer fortgesetzten Besatzung durch die sowjetische Siegermacht bis 1989 und einer autoritären Staatsform in der DDR einherging, gehören auch dazu. Diese brachte eher ein Zusammenrücken der Generationen hervor als eine kritische intergenerationale Auseinandersetzung, wie es mit den 68ern in der BRD geschah. Weitere wirksame Aspekte sind die Erzeugung von individuellen Spaltungsprozessen durch eine Atmosphäre der Angst, hervorgerufen durch den staatlichen Kontrollapparat und Forderungen

nach Identifizierung und Anpassung. Aber auch wiederkehrende Phasen der politischen Hoffnung, der Veränderung und des Widerstandes, also eine Geschichte der Anpassung und des Aufbegehrens, wie sie auch Roland Jahn in seiner Autobiografie *Wir Angepassten* (Jahn 2014) beschreibt, spielen in der Erfassung dieser ostdeutschen Spezifika eine Rolle. Schließlich die Zeit der Wiedervereinigung, die einerseits für viele DDR-Bürger*innen mit dem »Fall der Mauer« eine Befreiung bedeutete, gleichzeitig aber auch mit einer grundlegenden Neuorientierung, Verunsicherung, Anpassungsprozessen und Trauerarbeit verbunden war, also einem oftmals tiefgreifenden krisenhaften Erleben einherging (vgl. zu gesamtem Absatz: Froese 2009, 124ff.).

Oftmals ist ein zeitlicher Abstand nötig, bevor potentiell traumatisierende historische Phasen und Ereignisse betrachtet und bearbeitet werden können. Das trifft auf die Wiedervereinigung ebenso zu, wie auf die davor liegenden 40 Jahre DDR-Realität. Auch die scheinbar historisch weit zurückliegende Zeit des Nationalsozialismus schien besonders nach 89/90 präsenter denn je. »Je länger der Berliner Mauerfall zurückliegt, desto deutlicher wird, dass die Nachkriegszeit erst 1989 zu Ende gegangen ist. Durch die Wiedervereinigung wurden die letzten politischen Kriegsfolgen beseitigt und – wie sich dann einige Jahre später zeigte – Raum geschaffen für gesellschaftliche Themen, die durch das Klima des Kalten Krieges nicht an die Öffentlichkeit gedrungen sind« (Bode In: Seidler 2009, 71). Aus diesem Grund können auch weiter zurückliegende und immer noch wirksame Ereignisse vielleicht erst jetzt erneut angeschaut werden. Aus welcher Generation eine*r auf die Geschichte schaut, spielt dabei eine wichtige Rolle.

Der Generationen-Standort, von dem ich auf die zurückliegenden Ereignisse blicke, ist mit unterschiedlichsten Labels versehen worden: »Mauerfall-Kinder« (Bürgel 2006), »Eisenkinder« (Rennefanz 2013), »Dritte Generation Ost« (*Netzwerk 3te Generation Ostdeutschland*). Sie alle versuchen, zum Ausdruck zu bringen, dass es ein spezifisches Generationenerleben gibt, welches die Kinder und Jugendlichen betrifft, die 1989/90 aus diesen Perspektiven erlebten. Mir scheint diese Einordnung und Positionierung hilfreich, um die Generation der Eltern und Großeltern und die von ihnen ererbten Inhalte und Gefühle zuordnen und abgrenzen zu können. Letztlich ist genau das Erkennen und Annehmen dieser Positionierung einer der entscheidenden Gründe für meine langjährige Auseinandersetzung

mit den Inhalten, die zum Teil in diesem Artikel münden und auch ein Motiv dafür waren, gemeinsam innerhalb der Tagung ›Gefühlserbschaften im Umbruch‹ ein Podium mit ostdeutschen Perspektiven zu initiieren.

Dieser generationale Blickwinkel macht das Stellen bestimmter Fragen vielleicht erst möglich. Denn durch die Enkel*innenrolle sowie die Kinder- und Jugendlichenperspektiven am Ende der DDR ist die eigene biografische ›Verstrickung‹ geringer und die vorherigen Generationen sind teilweise noch als Gegenüber und Gesprächspartner*innen anwesend.

RAHMENBEDINGUNGEN DES ERINNERNS UND VERGESSENS

Bei der Betrachtung von weitergegebenen, ererbten emotionalen Beständen gilt für die beiden deutschen Staaten, die ab 1949 entstanden, dass sie Nachfolgegesellschaften und -staaten nationalsozialistischer Herrschaft mit ihrer inhärenten Entmenslichungs- und Vernichtungslogik waren. Gesellschaften also, die mit einer komplexen Mischung aus eigener Täter*innen- und Zeug*innenschaft oder erlebtem Ausschluss und Verfolgung konfrontiert waren: »In Deutschland kommen bei nicht wenigen Familien beide Erlebnisdimensionen zusammen: Einerseits die mehr oder weniger große Schuldverstrickung durch Mitläufertum, Wegsehen und aktives Handeln – dabei kann es sich um aktive direkte Gewalt, aber auch um Denunziation, Mitwirkung, Unterstützung oder Duldung von Verbrechen gehandelt haben, andererseits die Traumatisierungen durch Bombenkrieg, Verletzungen, Flucht, Vertreibungen, Vergewaltigungen, Hunger etc.« (Angela Moré 2009)

Dabei lag die Herausforderung in beiden deutschen Gesellschaften darin, sich mit diesen vielschichtigen Dimensionen auseinanderzusetzen. Die offizielle Erinnerungspolitik und das Geschichtsbild stellten dafür den Rahmen her, der eine Bearbeitung und den Raum des Sagbaren und somit auf längere Sicht auch des Erinnerbaren öffnete oder versperrte. Heike Radvan geht in dieser Publikation auf das offizielle Geschichtsbild der DDR zum Nationalsozialismus ein, und beschreibt auch das ›Verschwinden‹ und die Neuwendung antisemitischer Stereotypen:

»Der Argumentation folgend, die der Kommunist Georgi Dimitroff 1935 vor der Kommunistischen Internationale entwickelte,

erklärte sich die DDR als Gegenthese zum Faschismus. Für den Nationalsozialismus verantwortlich gemacht wurde das Monopol- und Finanzkapital. Diese vereinfachende, ökonomistische Erklärung eröffnete Anschlussmöglichkeiten für Antisemitismen: Juden wurden mit Geld in Verbindung gebracht, wie sich im oft verwendeten Bild vom jüdischen Kapitalisten zeigt. Neben der Rolle des Antisemitismus innerhalb der nationalsozialistischen Ideologie geriet mit dieser Erklärung jedoch auch die Beteiligung und Begeisterung der Mehrzahl der deutschen Bevölkerung für den Nationalsozialismus aus dem Blick. So wurde die Bevölkerung des sozialistischen Staates eher einem Opfer- als einem Täterkollektiv zugehörig erklärt, das jedweder Schuld oder Verantwortung enthoben wurde.«

Dieses offizielle Geschichtsbild erschwerte eine reale Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Nationalsozialismus innerhalb der DDR-Gesellschaft und »schuf einen widersprüchlichen Umgang mit der NS-Geschichte. Es verdrängte abweichende Erzählungen vollständig in den Bereich des Privaten und schuf eklatante Formen des Beschweigens und der Sprachlosigkeit« (Ely/Scheuring 2015, 90; vgl. auch Moller 2013). Außerdem konnten aufgrund dieser ideologischen Rahmungen bestimmte Geschichten gar nicht erst erzählt oder problematisiert werden; sie verschwanden bei der historischen Neuordnung quasi in den Lücken der Geschichte, wo sie sich nicht auflösten, sondern ablagerten.

In unserer täglichen Bildungsarbeit erfahren wir immer wieder, dass erlernte Ressentiments und rassistische sowie antisemitische Weltbilder sich nicht von selbst auflösen. Sie müssen aktiv gesucht und irritiert werden. Dazu braucht es nicht nur Gelegenheiten, sondern auch geschützte pädagogische Bedingungen. In einem gesellschaftlichen Rahmen kommen geteilte Ressentiments oftmals erst durch konflikträchtige Auseinandersetzungen in Gang. Wir müssen uns fragen, wie sich das Fehlen dieser Räume zur individuellen, aber auch kollektiven Auseinandersetzung auf die ostdeutsche Gesellschaft auswirkt(e) und wo die Spezifika liegen, die wir heute noch vorfinden. Annette Simon geht dabei beispielhaft auf die soziale Bewegung der 68er ein, die entscheidend die westdeutsche Gesellschaft geprägt haben (so ambivalent diese Auseinandersetzungen durch die unbewusst Identifizierung mit den Eltern auch gewesen sein mag): »Dass die Alltagskultur der Westdeutschen im Jahr 1989 demokratischer, toleranter und weltoffener war als die der Ostdeutschen, haben

diese zum einen ihren westlichen Besatzungsmächten und der durch Adenauer eingeleiteten Westintegration, zum anderen aber auch ihrer um 1968 rebellierenden Jugend zu verdanken. (...) Die 68er stellten die nationalsozialistische Ideologie und die Überhöhung der Tugenden wie Ordnung, Fleiß und Gehorsam infrage wie auch das nationale Deutschtum. Sie begannen, wie wir alle wissen, die Generationenauseinandersetzung mit den Eltern und den Institutionen« (Simon 2009, 73).

Simon ergänzt, dass »dieser Geist in dieser Generation genauso zu finden war«, es aber eine solche Kulturrevolution in der DDR nicht gegeben hat, »weil sie mit allen zur Verfügung stehenden Repressionsmitteln unterdrückt wurde« (ebd.). Die genannten erinnerungskulturellen und gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen sind von hoher Relevanz, ebenso wie die Nichtinfragestellung von allem, was »nach 1945 an psychischen Dispositionen, an Anfälligkeit für Unterordnung, an autoritärem Denken, Verachtung des Fremden und Schwachen weiter internalisiert wurde« (ebd. 68).

Auch die Abschiebung nach außen und die Segregation von anwesenden ›Fremden‹ – wie ausländischen Studierenden, Exilsuchenden, Arbeitsmigrant*innen (sogenannte Vertragsarbeiter*innen) sowie der »größten Gruppe ›ausländischer Anwesender‹, den Angehörigen der sowjetischen Armee (1989 etwa 380.000 Personen), waren durch räumliche und soziale Trennung weitgehend ausgeschlossen. Auf diese Weise wurden kollektiv vorhandene Fremdheitsbilder konserviert, gesellschaftliche Pluralisierungsprozesse aktiv verhindert« (Ely/Scheuring 2015, 92; vgl. hierzu auch *Migration in die DDR (und BRD)*).

Peggy Piesche, welche wir für Moderation des Podiumsgesprächs gewinnen konnten, befasst sich bereits 2002 in ihrem Artikel »Black and German? East German Adolescents before 1989: A retrospective view of a ›non-existent issue‹ in the GDR« mit der ›Undenkbarkeit‹ schwarzer Ostdeutscher und beschreibt basale migrationspolitische Haltungen der DDR-Regierung wie folgt:

»Encounters with other cultures in public life (or even preparation for cohabitation with other cultures) were impossible outside the GDR and not planned inside the GDR. Instead they were actively prevented. Students and their teachers (including tutors) had to sign a statement that they would not establish any contacts with their foreign colleagues beyond what was necessary to meet technical and

organizational requirements. Certain ›old limits of thought‹ were therefore not only passed on, but also reanimated within a new iconographical framework with national and socialist components« (Piesche 2002, 42f.).

Angelika Nguyen findet für die Wirkungen der beschriebenen Politik im Interview dieser Publikation das folgende Bild: »diese Weltabschottung – kulturell, territorial, politisch – war wie so eine Art Kessel unter dem es kochte. Dieser Kessel hat sich 1990 mit den bekannten Folgen geöffnet«, und stellt damit auch einen Zusammenhang zu den rassistischen Zuspitzungen und Pogromen der 90er Jahre her.

Außerdem verweist sie im Interview auf die Widersprüchlichkeit zwischen den realsozialistischen Idealen und der Wirklichkeit: »Es gab die offiziellen und inoffiziellen Normen. Offiziell gab es keinen Rassismus, der wurde geächtet, der Antisemitismus ebenfalls. Inoffiziell, also im wahren Leben, existierte beides.« Dies macht Nguyen an einem Ausschnitt ihrer Biografie deutlich, den sie im Artikel ›Zwischen internationaler Solidarität und Alltagsrassismus‹ fast anekdotisch beschreibt.

Diese Beschreibungen mögen zunächst holzschnittartig klingen, sind aber wichtige Rahmenbedingungen, welche unweigerlich auf die Menschen Einfluss nahmen, die in dieser Gesellschaft lebten. Sie müssen mitgedacht und benannt werden. Gerade die Rahmung von Zugehörigkeit, Deutsch-Sein und Migration spielen nach wie vor in aktuellen Diskursen in Deutschland eine große Rolle. Es ist deshalb bedeutsam, die tradierten Parameter von Zugehörigkeitsordnungen auch in ihrer Ost-Spezifik zu verstehen, um den immer noch und immer wieder wirksamen Othering-Prozessen entgegenwirken zu können.

Eine erhebliche Hürde sei noch genannt, die in der eigenen Auseinandersetzung mit diesen verknoteten kollektiven Prägungen in Ostdeutschland nach wie vor eine Rolle spielt: »Der selbstreflexive Blick auf biografische und soziokulturelle Prägungen wird durch westdeutsche Dominanzdeutungen von DDR-Geschichte und Nachwenderfahrungen zusätzlich erschwert« (Ely/Scheuring 2015, 93). Diese Aspekte wurden im Hinblick auf die Bearbeitung von Nationalsozialismus und Holocaust, ebenso wie die Beschäftigung mit DDR-Vergangenheit und der ›Nachwende‹, bereits 1991 von Annette Simon pointiert so formuliert:

»Die Westseite hat es momentan in keiner Weise nötig, die eigenen Abspaltungen anzusehen, weil sich ihr System gerade als das ökonomisch überlegene erwiesen hat. Auch dies ist, denke ich, eine der Ursachen der jetzigen Bitterkeit der ehemaligen DDR-Bürger: Es werden ihnen zwei Schuldenlasten auf den Rücken geladen, wobei die eine Schuld von Anfang an eine beidseitig zu tragende gewesen wäre und die andere Schuld nur die DDR-Bürger selbst etwas anzugehen hätte. Sie dürfte nicht von der Westseite genutzt werden sich selbst als rein (...) darzustellen« (Simon 1991, 25).

Lernen unter Berücksichtigung amorpher Gefühlserbschaften und ressentimentgeprägter gesellschaftlicher und politischer Diskurse zielt neben der Kritik an diesen strukturellen Bedingungen zunächst auf das Bemerkende der Wirkmächtigkeit dieser oftmals nicht gewollten Einflüsse in uns. Das ist kein leichtes Unterfangen, denn ihre bloße Anerkennung erzeugt zumeist eine ungeheure Spannung zu eigenen – gesellschaftlichen und individuellen – Selbstbildern als weltoffen, respektvoll usw. Deshalb braucht jede Auseinandersetzung zunächst eine Portion Mut und den Ausblick, dass eine Befreiung von bestimmten untergründigen Mechanismen neue Begegnungen, Ausblicke, Deutungen auch Zugehörigkeitsverhältnisse ermöglicht.



LITERATUR

- Bürgel, Tanja 2005** | *Mauerfall-Kinder. Wie orientieren sich junge Ostdeutsche 15 Jahre nach der Wende* | In: Berliner Debatte Initial 15.
- Erdheim, Mario 2009** | *Die Produktion von Unbewusstheit in der Erinnerungskultur* | In: Seidler / Froese (Hg.) *Traumatisierungen in Ostdeutschland* | Psychosozial-Verlag | Gießen.
- Ely, Bianca / Scheuring, Jana 2015** | *Dritte Generation Ost – Leerstellen und Potenziale* | In: Schrader, Irmhild / Joskowski, Anna / Diaby, Karamba / Griesse, Hartmut M. (Hg.) *Vielheit und Einheit im neuen Deutschland. Leerstellen in Migrationsforschung und Erinnerungspolitik* | Brandes & Apsel Verlag. Frankfurt a. Main: 85-96.
- Freud, Sigmund 1914** | *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten* | IN G.W. Bd. X | 1945 | London.
- Froese, Michael J. 2009** | *Überlegungen zur psychohistorischen Situation in Ostdeutschland* | In: Seidler / Froese (Hg.) *Traumatisierungen in Ostdeutschland* | Psychosozial-Verlag. Gießen.
- Froese, Michael J. / Seidler, Christoph 2009** | *Kriege, Traumatisierungen, Befreiungen, Neuanfänge und Verluste. Zur weiteren Differenzierung der psychohistorischen Perspektive in (Ost-)Deutschland* | Einführung in die aktualisierte und erweiterte zweite Auflage | In: Seidler / Froese (Hg.) *Traumatisierungen in Ostdeutschland* | Psychosozial-Verlag | Gießen.
- Jahn, Roland 2014** | *Wir Angepassten. Überleben in der DDR* | Piper Verlag | München.
- Lohl, Jan / Moré, Angela (Hg.) 2014** | *Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus. Psychoanalytische, sozialpsychologische und historische Studien* | Psychosozial-Verlag | Gießen.
- Migration in die DDR (und BRD)** | <https://www.projekte.hu-berlin.de/de/migrationddr> (20/04/2016).

- Moller, Sabine 2003** | *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland* | edition diskord | Tübingen.
- Moré, Angela 2009** | *Gefühlserbschaften zwischen den Generationen. Zur unbewussten Weitergabe von Schuld und Trauma* | Vortrag am Winnicott Institut Hannover anlässlich des Abschlusses des 30. Tiefenpsychologischen Fortbildungskurses am 23. März 2009.
- Moré, Angela 2013** | *Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickung an die nachfolgende Generation* | In: Journal für Psychologie, Jg. 21/2013, Ausg. 2.: <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/268/310> (14/02/2016).
- Moré, Angela 2014** | *NS-Täterschaft und die Folgen verleugneter Schuld bei den Nachkommen* | In: Lohl, Jan / Moré, Angela (Hg.) *Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus. Psychoanalytische, sozialpsychologische und historische Studien* | Psychosozial-Verlag | Gießen.
- Netzwerk 3te Generation Ostdeutschland** | <http://netzwerk.dritte-generation-ost.de/widget-styles/netzwerk/> (20/04/2016)
- Piesche, Peggy 2002** | *»Black and German? East German Adolescents before 1989: A retrospective view of a »non-existent issue« in the GDR* | In: Harry & Helen Gray / The American Institute for Contemporary German Studies (AIGS) Humanities Vol. 13 (Hg.) *The cultural afterlife of East Germany: new transnational perspectives*: 37-59.
- Rennefanz, Sabine 2013** | *EISENKINDER. Die stille Wut der Wendegeneration* | Luchterhand Literaturverlag | München.
- Runge, Irene 1990** | *Ausland DDR. Fremdenhaß* | Dietz Verlag | Berlin.

Seidler, Christoph 2009 | *Trauma, Schweigen, Erinnern* | In: Seidler / Froese (Hg.) *Traumatisierungen in Ostdeutschland* | Psychosozial-Verlag | Gießen.

Simon, Annette 1991 | *Über den deutschen Umgang mit Schuld* | In: Simon, Annette: »Bleiben will ich wo ich nie gewesen bin«. Versuch über ostdeutsche Identitäten | Psychosozial-Verlag | Gießen.

Simon, Annette 2009 | »...dass die Mauern im Osten besser halten« | In: Simon, Annette: »Bleiben will ich wo ich nie gewesen bin«. Versuch über ostdeutsche Identitäten | Psychosozial-Verlag | Gießen.

Gefühlserbschaften aus ostdeutschen Perspektiven

Ein Interview mit Angelika Nguyen und Heike Radvan

Geführt und bearbeitet von Jana Scheuring und Marina Chernivsky

Was verbindet ihr mit dem Begriff Gefühlserbschaft?

ANGELIKA: Bei mir kommen sofort viele Verbindungen und Assoziationen zustande. Es gefällt mir, dass es da nicht um Rationalität und die Weitergabe von Gedanken geht, sondern um die Gefühlsebene. Ich bin sehr emotional groß geworden, und daher hat mich dieses Wort total angesprungen.

HEIKE: Wenn wir von Gefühlserbschaft reden, ist das für mich auch eine Frage von Perspektiven. Ich würde Gefühlserbschaften in Deutschland aus einer problematisierenden Sicht beschreiben. Mit Blick auf nachfolgende Generationen von Täter*innen und Mitläufer*innen im NS. Und das sind häufig Aussagen und Positionen, die eher distanziert und unemotional mit den Verbrechen umgehen. So habe ich auch oft den Schulunterricht in der DDR erlebt bzw. das Reden darüber, was im Nationalsozialismus ›passiert ist‹.

Wie drücken sich Gefühlserbschaften aus? Wo und wie zeigen sie sich?

ANGELIKA: Für mich ist es wichtig, ein Gefühl für die Schoa zu entwickeln. Auf der einen Seite gibt es dazu wahnsinnig viel Literatur und Filme, die Faktenwissen bereichern. Auf der anderen Seite bedeutet es für mich, wirklich zu *empfinden*, was da passiert ist. Für mich ist es wichtig, Menschen zu begegnen, die Verluste erlitten haben, die Opfer geworden sind, die weiterleben mussten nach dem Trauma. Um das zu begreifen, sind Emotionen sehr wichtig.

Ich wehre mich immer gegen die These des *Unvorstellbaren*, des *Unbegreiflichen*, des *Nicht-Sagbaren*, was die Schoa betrifft, deshalb ist der Filmemacher Claude Lanzmann für mich sehr zentral. Er geht genau in dieses Moment der Vernichtung hinein.

Genau zu dem Punkt, wozu viele Menschen sagen: ›Das ist furchtbar, das kann man sich überhaupt nicht vorstellen‹. Mich beschleicht bei solchen Äußerungen das Gefühl, dass viele Menschen sich dagegen wehren, von diesem Geschehen erfahren zu müssen, dass sie sich schonen wollen.

Ich habe von meiner Mutter etwas geerbt, dass man ›Fremdes Leid‹ nennen könnte. Es bedeutet, die Übernahme einer Erfahrung, die wir selbst nicht gemacht haben, aber als ein eigenes Leid empfinden. Sie hat mir das Unbehagen an der Diktatur weitergegeben, dem Faschistischen gegenüber und auch der Ausgrenzung von jüdischen Menschen. Ich konnte über die fiktive Ebene der Geschichtserzählung viele emotionale Erfahrungen machen. Ich habe z. B. damals ein Kinderbuch von ihr bekommen, in dem es um die Schoa ging.

HEIKE: Ich habe Schule in der DDR bei den allermeisten Themen, und somit auch bei der Thematisierung des Nationalsozialismus, so erlebt, dass eher das Auswendiglernen, z. B. von Jahreszahlen, im Zentrum stand, und nicht der Versuch der Annäherung an ein Geschehen, das ja zeitlich gar nicht so weit entfernt war und über das in den 1980er Jahren durchaus auch Lehrer*innen oft noch aus eigenem Erleben hätten erzählen können. Fragen zu formulieren, Debatten zu führen, zu diskutieren war nicht das, worum es im Unterricht ging; eine eigene Meinung auszuprägen war insofern eher schwierig, außer man lernte es in anderen Zusammenhängen. Im Fokus stand nicht – zumindest in meiner Erinnerung – einen gefühlsbetonten und empathischen Zugang zu schaffen, auch wenn es die Literatur durchaus hergegeben hätte, und es sicher in einigen Fällen Lehrer*innen auch gelungen ist. Zeitzeugengespräche waren oft stark faktenorientiert, weniger wurden konkrete Geschichten erzählt, die in ihrer Widersprüchlichkeit auch Nachfragen ermöglicht hätten. Mir sind vor allem Positionen von Widerstandskämpfer*innen begegnet, die oft einen empathischen Zugang für mich als Kind kaum ermöglicht haben; in Erinnerung geblieben sind mir ideologische Setzungen, die mich emotional weniger erreichen konnten.

Welche Wirkungen haben Gefühlserbschaften auf uns? Habt ihr konkrete Beispiele?

Ich verbinde Gefühlserbschaften vor allem mit Leere, mit einer weitgehend emotionslosen Vermittlung des Holocaust. Oft geht ein Schweigen damit einher. Und die Verteidigung der eigenen Perspektive oder dessen, was in der Perspektive der Großeltern oder Urgroßeltern vermeintlich wichtig war. Damit ist auch eine Perspektivität verbunden, die einen empathischen Zugang ausschließt und es ermöglicht, eine distanzierte Sprache zu verwenden. Das Phänomen der Distanz zum Thema und seinen aktuellen Ausprägungen finde ich auch in der Gegenwart wieder.

HEIKE: Ich verbinde Gefühlserbschaften vor allem mit Leere, mit einer weitgehend emotionslosen Vermittlung des Holocaust. Oft geht ein Schweigen damit einher. Und die Verteidigung der eigenen Perspektive oder dessen, was in der Perspektive der Großeltern oder Urgroßeltern vermeintlich wichtig war. Damit ist auch eine Perspektivität verbunden, die einen empathischen Zugang ausschließt und es ermöglicht, eine distanzierte Sprache zu verwenden. Das Phänomen der Distanz zum Thema und seinen aktuellen Ausprägungen finde ich auch in der Gegenwart wieder. Es zeigt sich beispielweise in der Debatte um Neonazis in den 1990er und 2000er Jahren, zum Beispiel die Debatte um die Verantwortlichen für die Pogrome in Rostock und Hoyerswerda. In diesen Jahren wurde von Politik, Medien aber auch von der Pädagogik fast ausschliesslich auf die Täter*innen und Mitläufer*innen geblickt. Die Frage nach deren Motiven, in die Neonazi-Szene einzusteigen oder mitzumachen, ging nicht selten mit Relativierungen von rassistischen Positionen einher. Die Perspektive der Opfer von Neonazis wird in diesen Jahren öffentlich kaum eingenommen, kaum jemand fragte: Was ist eigentlich deren Situation, welche Unterstützung gibt es nach einer erfahrenen Gewalttat?

Erst mit dem Bekanntwerden des NSU ändert sich dies ein wenig. Hier zeigt sich eine veränderte Perspektive, die sich möglicherweise auch mit einem Generationenwechsel ergibt. So wird auch der Wunsch sichtbar, aus einer affirmativen Täterperspektive herauszutreten, um Emotionen und Perspektiven von Minderheiten oder Betroffenen zu sehen, anzuerkennen und zu unterstützen.

ANGELIKA: Für mich drückt es sich auch in Sprache aus oder in der Art, wie gesprochen wird. Wenn z. B. Begriffe auftauchen wie ›Flüchtlingsstrom‹ oder ›Flüchtlingskrise‹ heißt es nicht, dass ›die Flüchtlinge‹ eine Krise haben, sondern wir haben eine Krise, weil so viele von ihnen kommen. Darin wird für mich deutlich, eigentlich wollen die Leute ihre Ruhe haben. Wenn diese Ruhe gestört wird, vermeintlich von außen, dann liegt die Schuld immer bei den anderen, die diese Ruhe stören. Bei Pegida-Leuten finde ich das Muster auch wieder.

Ein weiterer Aspekt sind Parallelitäten und verschiedene Perspektiven auf die Katastrophe des 2. Weltkrieges. Wenn ich mir zum Beispiel die Familie meiner Mutter anschau, schien bis zum Sommer '44 alles in Ordnung zu sein. Natürlich, der Vater musste in den Krieg, und es gab damit verbundene Entbehrungen für die Kinder und die Frau. Ab Januar 1945 hingegen war die Krise allgegenwärtig, da ›kamen die Russen‹. Zur gleichen Zeit erlebten viele Menschen in Europa es genau umgekehrt. Für sie herrschte bis zu diesem Zeitpunkt die Katastrophe und jetzt begann die Befreiung, verbunden mit dem Wunsch, sie noch zu erleben. Diese Parallelität finde ich immer wieder so frappierend. Im Film lässt sich durch einen Schnitt darstellen wie parallel so etwas erfahren wird, wie die Perspektiven dadurch geprägt werden und in welche Auseinandersetzungen sie zueinander treten. Auf deutscher Seite werden bei der Beschreibung der selbsterlebten Krise oftmals komplett die Ursachen und Wirkungen vergessen bzw. umgekehrt. Es wird nicht mehr erinnert, wodurch die Katastrophe ursprünglich ausgelöst wurde. Derzeit sehe ich eine Wiederkehr dieser Parallelitäten. Wenn Leute nach ihrer Flucht hier ankommen, wird alles plötzlich zusammen sichtbar in einem Bild.

HEIKE: Für mich ist all das verbunden mit Fragen von Privilegien. Es ist ein Privileg, in dem Zustand leben zu können, in dem alles halbwegs in Ordnung ist. Aus der Rückschau betrachtet ist zu erkennen, dass auch nach 1945 die Vorstellung von einer ›arischen‹, ethnisch homogenen deutschen Gemeinschaft sich durchgesetzt hatte. Die Idee, dass es so etwas wie ›weiße Deutsche‹ gibt, die ein Recht haben, an einer gelebten Dominanz und Privilegien festzuhalten, ohne diese als solche zu erkennen. Dies zeigt sich z. B. wenn ich in Fortbildungen zum Umgang mit Rechtstextismus erlebe, dass Erzieher*innen auf die Frage nach ihrer Wahrnehmung beginnen über ›ausländische Kinder‹ abwertend und als Problem in der Kita zu sprechen. Außen vor bleibt hingegen die Initiative, die sich gegen die Einrichtung einer Unterkunft für Geflüchtete einsetzt und an der sich viele Eltern beteiligen. Mein Bestreben ist es zu verdeutlichen, dass es ein Privileg ist, unhinterfragt zu sein und sich nicht mit eigenen Rassismen befassen zu müssen.

ANGELIKA: Privilegien finde ich auch ein wichtiges Stichwort. Das geht weit zurück in die Kolonialzeit und ist mit der schiefen Vorstellung verbunden, dass man sich einen gewissen Status über Jahrhunderte erarbeitet hat, der vermeintlich vom eigenen Fleiß und den besseren Genen herrührt. Ausgeblendet wird dabei, dass dieser Status auf der jahrhundertelangen Ausbeutung und Ermordung anderer beruht. Dieser Zusammenhang wird komplett übersehen und als überholte Geschichte abgetan. Das Nichtwissen wird sogar verteidigt: Warum muss man das eigentlich alles wissen? Es muss auch mal Schluss sein damit!

Wie würdet ihr Gefühlserbschaften aus ostdeutscher Perspektive beschreiben. Gibt es da etwas spezifisch Ostdeutsches?

ANGELIKA: Ich bin '61 geboren und im Osten mit der vollzogenen Abschottung der DDR groß geworden – mit wachsendem Wohlstand, mit der Konsolidierung der beiden deutschen Staaten und einer gewissen Gewöhnung an diese Bedingungen. Was ich als gewisses deutsches ›Ruhebedürfnis‹ bezeichnen würde, muss man sich in DDR-Form vorstellen, in einem abgeschotteten Gebiet, welches über keine Welterfahrung verfügt. Dazu gehören z. B. bestimmte DDR-Blicke, die ich heute noch erkenne, die sich auf alles richten, was irgendwie anders ist. In meinem Fall wurde damals eine blonde Frau angestaunt, die mit einem kleinen asiatisch aussehenden Mädchen den Speiseraum der Urlaubsunterkunft betrat. Ganze Familien hörten auf zu essen. Meine Mutter hat daraufhin oftmals gesagt: ›Das ist meine Tochter, und ich habe sie nicht adoptiert‹. Mit einem ausländischen Mann, also einem ethnisch anderen Mann, ein Kind zu bekommen, stellte einen Bruch der Regeln und der Normalität dar.

Diese Weltabschottung – kulturell, territorial, politisch – war wie so eine Art Kessel, unter dem es kochte. Dieser Kessel hat sich 1990 mit den bekannten Folgen geöffnet. Das ist für mich schon ganz speziell ostdeutsch, irgendwie zwangsläufig auch dumpfer. Ohne das ich damit sagen will, dass die Urlaube von westdeutschen Familien in Italien wahnsinnig viel Weltläufigkeit in die Familien reingebracht haben müssen.

HEIKE: Die Debatten und Kämpfe der 68er-Bewegung in Westdeutschland haben im Osten zumindest nicht in vergleichbarer Form stattgefunden. Natürlich kann man fragen, wie wirksam oder längerfristig in westdeutschen Familien über die NS-Vergangenheit diskutiert wurde – und in wievielen dies letztlich tatsächlich geschah. Aber dennoch wurde im Vergleich zur DDR damit eine Auseinandersetzung im öffentlichen Diskurs eröffnet und vieles bis dahin Beschwiegene an- und ausgesprochen. Die beginnende Thematisierung der NS-Verbrechen, der Verantwortung der Gesellschaft und die Situation von Opfern hat es in der DDR zumindest in dieser Form nicht gegeben. Dieses anhaltende Schweigen halte ich für ein signifikantes Ost-Spezifikum, das auch in Verbindung steht mit mangelnder Emotionalität und einer Verteidigung der Eltern- und Großelterngeneration und deren Perspektive, die häufig von Täter- und Mitläufersicht geprägt war.

Welche Auswirkungen hatte die ideologische Ausrichtung der Erinnerungspolitik in der DDR im Zusammenhang mit emotionalen Erbschaften des Nationalsozialismus?

HEIKE: Für mich zeigt sich die besagte Ost-Spezifika sehr deutlich in Schule und Erziehung. Beide Staaten starteten mit demselben Erbe, gingen zum Teil sehr ähnliche, aber eben auch sehr unterschiedliche Wege. Ein Unterschied liegt m.E. in der 68er Bewegung, die in Westdeutschland mit dem Infragestellen von autoritären und gewaltförmigen Erziehungsstilen begann. Dies geschah in dieser Form nicht in der DDR, die geprägt war von einer Art Kollektiverziehung mit dem Ziel, ›richtige sozialistische Persönlichkeiten‹ zu formen, was einherging mit einem autoritären, von Vorschriften und Disziplinierung geprägten Erziehungsstil. In Schule wurden Kinder nicht dazu ermutigt, nachzufragen, selbstständig zu denken. Es war vorgegeben, was sie sagen und denken sollten. Solche Lehr- und Lernstile tragen nicht zur emanzipatorischen Entwicklung bei, sie fördern eher die Entstehung autoritärer Persönlichkeiten.

ANGELIKA: Ich schließe mich dem Gedanken an, dass die Täterschaft der (Groß-)Eltern nicht abstrakt war, sondern sehr

konkret, aber kaum thematisiert wurde. Was in der DDR noch hinzukam, war das antifaschistische Selbstverständnis und jene ›Sieger-der-Geschichte-Mentalität‹. Wenn man dieses Geschichts- und Menschenbild zusammenrechnet mit dem Nichtbeleuchten von eigener Täter- und Mitläuferschaft im NS, dann erübrigten sich quasi alle Fragen. Wenn die Geschichte nur aus der Perspektive der Sieger betrachtet wird, dann stellen sich viele Fragen und Widersprüche einfach nicht. Nur die Widersprüche des Kapitalismus waren zugelassen, nicht unsere eigenen, sie existieren nicht mehr oder erscheinen im Vergleich eher harmlos.

Korrespondieren die nicht aufgearbeiteten Gefühlserbschaften der NS-Zeit mit einer Form von Fremdmachung oder Fremdheit in der DDR? Was hinterlässt NS in Form von Gefühlserbschaften und Ressentiments in der DDR, im Leben in der DDR-Gesellschaft?

ANGELIKA: Es gab die offiziellen und inoffiziellen Normen. Offiziell gab es keinen Rassismus, der wurde geächtet, der Antisemitismus ebenfalls. Inoffiziell, also im wahren Leben, existierte beides. Es gab auch keine mögliche Täterschaft in den Familien. Mir ist auf den Fotos von meinem Opa erst später aufgefallen, dass er darauf eine Uniform mit Hakenkreuz trägt.

Die Dissonanz zwischen zwei Sichten, einer familiären und einer offiziellen, ist sehr DDR-spezifisch. Einerseits sagen Menschen am Küchentisch, was sie wirklich denken, die Kinder hören es und verstehen, dass ihre Eltern etwas ganz anderes sagen als das, was in der Schule vermittelt wird. Diese Botschaften wirken stärker, denn sie sind mit wirklichen Gefühlen verbunden. Auch, weil diese von den eigenen Bezugspersonen getragen wird. Das andere ist das Offizielle, eine ›Diktatur des Proletariats‹, die ihrem Namen kaum gerecht wird. So existierten quasi zwei Sichten, und das hat sich meines Erachtens bitter gerächt. Die Deckelung von Emotionen und Perspektiven, die ist für mich typisch für die DDR gewesen.

Wie schafft man als Person oder Familie diese Transformation oder diese Parallelität von Geschichten? Wie schafft man Verbindungen und Kohärenz in der Geschichtserzählung?

HEIKE: Es ist kaum möglich, Kohärenz herzustellen. Es existiert eine offizielle Perspektive, und in der Familie dominiert eine andere Lesart und/oder ein Schweigen. Das funktioniert nur deshalb, weil es kaum Kommunikation zwischen beiden Perspektiven gibt, ein Schweigen neben einer offiziellen, eher wenig emotionalen, Geschichtsschreibung.

Es gibt durchaus viele Menschen, die sich heute um Geflüchtete kümmern. Einige führen ihren Einsatz darauf zurück, selbst mit Erfahrungen von Flucht- und Vertreibungsgeschichten nach dem Ende des 2. Weltkrieges aufgewachsen zu sein oder selbst der Kriegskindergeneration anzugehören. Das führt zu Parallelisierungen von Fluchtgeschichten. Es ermöglicht einerseits vielleicht eine empathische Annäherung und ein Nachfragen, ist aber andererseits oft mit Auslassungen verbunden. Die Kohärenz wird hergestellt durch die Ausblendung vorangegangener historischer Zusammenhänge, konkret die Verantwortung dafür, dass Deutschland den Krieg begonnen und die Vernichtung von Millionen Menschen geplant und umgesetzt hat. Es geht mir nicht darum, das Leid von Menschen infragezustellen, die als Kinder unter den Folgen von Krieg und Vertreibung gelitten haben. Wenn jedoch die historischen Zusammenhänge vor diesem Hintergrund aus dem Blick geraten und eine Opferposition dominierend und unhinterfragt eingenommen wird, entstehen Schräglagen und auch paternalistische Umgangsweisen mit Menschen, die heute geflüchtet sind.

ANGELIKA: Ich wollte noch etwas zur Parallelität von Geschichten sagen. Ich bin, vermittelt durch meine Mutter, nicht nur mit einer großen Empathie für die Opfer der Nationalsozialisten groß geworden, sondern auch mit einer großen Trauer. Meine Mutter ist als Vierzehnjährige zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Schwester aus Königsberg geflüchtet. Ich werde nicht müde, sie zu fragen, was da genau passierte, was der Bruch für sie bedeutete und wie das Ankommen aussah. Diese Traurigkeit hatte meines Erachtens nie etwas mit irgendeiner Art von

Revisionismus zu tun. Wibke Bruhns hat mal gesagt, es ist ein Verlust, den die Kinder als Kinder von Tätern erlitten haben. Und der natürlich mit dieser ganzen Geschichte zusammenhängt, mit Nazi-Diktatur, Welteroberung und Herrenmenschideologie.

Es gibt in der Forschung die These, dass rechtsextremistische oder rassistische Gewalt in Ostdeutschland in einer anderen Form zu Tage tritt, als in den alten Bundesländern. Was denkt ihr dazu?

HEIKE: Unterschiede waren schon zwischen den Pogromen in Rostock und Hoyerswerda und den Brandanschlägen in Mölln und Solingen zu erkennen. Es bedarf einer genaueren Betrachtung. Die Pogromstimmung vor den Häusern der Asylbewerber*innen in Hoyerswerda bzw. vor der Zentralen Aufnahmestelle für Asylbewerber (ZAST) und dem Wohnheim vietnamesischer Vertragsarbeiter*innen in Rostock, das Nicht-Einschreiten der Polizei, die Berichterstattung der Medien, Reaktionen, z. T. Relativierungen von (Kommunal)Politiker*innen zeigen eine andere Manifestation des Problems als die Brandanschläge in Mölln und Solingen. Auch in der Gegenwart sehen wir, dass Übergriffe und Gewalt gegen Geflüchtete deutlich stärker und häufiger in den neuen Bundesländern ausgeprägt ist. Auch die Akzeptanz, das Nichtauffallen der Personen, die heute für die Verbrechen des sogenannten NSU verantwortlich gemacht werden, deutet diesen Unterschied an: So wird zwar immer wieder im Zusammenhang mit Beate Zschäpe davon gesprochen, dass sie im Untergrund gelebt hätte. Die Gruppe ist jedoch im Alltag augenscheinlich sehr gut integriert gewesen, ist nicht aufgefallen und hat in die Nachbarschaft gut reingepasst. Sie haben im Keller mit Nachbar*innen ein selbstgebasteltes Spiel – Pogromly genannt – gespielt, das den Holocaust nachahmt, an der Wand hing ein Portrait von Hitler. Heute sagen die Nachbarn, ihnen sei nichts Ungewöhnliches aufgefallen, ganz normale Nachbarn seien das gewesen.

Es zeigt sich, dass Rechtsextreme mit ihren Einstellungen oft nicht erkannt werden, da diese Meinungen z. T. geteilt werden oder unhinterfragt bleiben.

Das heißt nicht, dass es in Westdeutschland kein Nazi-Problem gibt. Das gibt es auch dort, aber die Zivilgesellschaft

ist unter anderem durch die Erfahrungen und Möglichkeiten aus 40 Jahren offener Gesellschaft stärker. Darin zeigt sich ein Ost-West-Unterschied. Wenn in Ostdeutschland in kleineren Kommunen ein jüdischer Friedhof geschändet wird, gibt es nur selten eine Person, die das publik macht, problematisiert und mit anderen etwas organisiert. Die Schändungen fallen oft nicht auf. Natürlich gibt es auch Personen im Osten, die sich verantwortlich fühlen, kritisch zur Lokalgeschichte forschen, die den Mund aufmachen, und etwas tun, – aber das sind rein quantitativ im Vergleich zu Westdeutschland weniger Personen.

ANGELIKA: Die Beobachtung mit dem Mob mache ich auch. Ein Pogrom ist etwas anderes als ein Anschlag. Ein Pogrom ist immer getragen von Massen. Das war ganz klar in Rostock-Lichtenhagen so. Davon gibt es auch Filmaufnahmen. Das ist auf jeden Fall ein Resultat der Geschichte der DDR, auch der Erziehung; der breiten Nicht-Öffentlichkeit; der Deckelung der Emotionen, der Nichtkommunikation über Gefühle, der wahren Gefühle, die man zu Hause erlebte, und der offiziellen Gefühle, die man haben musste.

In der Autobiografie von Arthur Miller gibt es eine Szene, wo er mit seinem Vater durch New York City läuft, und der Vater sagt: ›Wir gehen jetzt mal woanders lang, da vorne ist eine Menschenmenge«. Arthur Miller meint, das war der Moment, in dem er verstanden hat, dass er Jude ist, weil sein Vater ihm damit den Rat gab: ›Wenn du eine Menschenmenge siehst, dann gehe ihr aus dem Weg«.

HEIKE: Wir haben Spiel- und Dokumentarfilme recherchiert, die Lehrkräfte zum Thema Rechtsextremismus einsetzen können. Dabei fällt auf: Die bekannt gewordenen Filme rücken fast ausschließlich die Täterperspektive in den Blick, sind fasziniert an heutigen Neonazis und ihrem gewalttätigen Verhalten. Es gibt durchaus andere Filme, Dokumentarfilme, die auch Opferperspektiven und zivilgesellschaftliche Gegenaktionen zeigen. Solche Filme jedoch sind fast nie in die Kinos gekommen, sind kaum bekannt, nicht in der Videothek zu erhalten. Hier spiegelt sich die in der Gesellschaft dominierende Täterperspektive, die mit einer Ausblendung der Situation der Opfer einhergeht.

Was ihr beschreibt, macht sehr plastisch, was eine Tätergesellschaft und eine tätergesellschaftlichen Perspektive im Sinne eines Verständnisses vornehmlich für die Täter bedeutet. Daraus resultiert auch eine Empathie-Unfähigkeit, eine Unfähigkeit Trauer zu empfinden und Opfersolidarität zu entwickeln. Erkennt ihr da konkrete ›Aufträge‹, Bilder, Haltungen, die umgesetzt und erneut realisiert werden?

HEIKE: Ich kenne das aus der Darstellung der 1990er Jahre über die Pogrome in Rostock und Hoyerswerda. Es wurde deutlich, dass Neonazis, aber auch die Jugendlichen oder Erwachsenen, die in Rostock vor den Unterkünften der Asylbewerber, der Zast und den Unterkünften der vietnamesischen Vertragsarbeiter*innen Hass skandiert haben, gewalttätig waren etc., im Nachhinein oft völlig überrascht waren, dass es nicht in Ordnung gewesen sei, was sie gemacht haben. In den 1990ern war das sehr präsent, auch in kleineren Städten, in denen Asylbewerberunterkünfte angezündet wurden. Täter*innen und Zuschauende, die befragt wurden, sagten oft: ›Wir machen doch hier das, was unsere Eltern, Nachbarn und Großeltern sagen, wir wollen hier keine Fremden, die sollen raus‹. Das waren Aufträge zwischen den Generationen, die Jüngeren haben das ausgeführt, was Ältere sagten, und es gab eine Übereinstimmung dieser Meinungen in bestimmten Gruppen. Ich würde sagen, heute ist das anders, es gibt eine andere Sprechfähigkeit, die fehlte damals völlig.

Ich war zu Beginn der 1990er Jahre als Au-Pair in den USA und sah gemeinsam mit meinem westdeutschen Gastvater im Fernsehen die Pogrome in Rostock. Er konnte nicht verstehen, wie es möglich war, dass es Neonazis in dem antifaschistischen Staat gab. Ich war achtzehn und nicht sprechfähig. In meiner Wahrnehmung hat es damals eine Mehrheit für rassistische Positionen gegeben. Heute erinnert mich viel daran, dennoch ist es anders. Auch wenn es in bestimmten Orten eine sehr große Zustimmung zu Pegida gibt, nehme ich es nicht mehr als so stark monolithisch wahr. Das hängt sicher auch mit einer stärkeren Thematisierung und einer Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte zusammen.

Zwischen Internationaler Solidarität und Alltagsrassismus

Fremd-Sein in der DDR

Angelika Nguyen

HINEINGEBOREN

Hineingeboren wurde ich in eine Familie, deren Gründung erst nach Überwindung großer Entfernungen und staatspolitisch gewollter Hindernisse möglich geworden war. Begonnen hatte alles 1956 in Hanoi, als die DDR dem befreundeten sozialistischen Bruderland DRV (Demokratische Republik Vietnam) internationale Solidarität zukommen ließ, indem ein Krankenhaus mit Hilfe deutscher medizinischer Fachkräfte modernisiert wurde. Bei diesem Projekt war meine deutsche Mutter sieben Monate lang als Dolmetscherin beschäftigt und lernte meinen Vater, einen vietnamesischen Arzt, kennen. Sie verliebten sich ineinander, allerdings nur heimlich. Während sie privat mit ihm bereits ein Zimmer in der Wohnung seiner Familie teilte, siezten sie sich auf der Arbeit nach wie vor und taten so, als seien sie nur Kollegin und Kollege.

Eine Entdeckung ihrer Liebesbeziehung hätte vermutlich die sofortige Ausweisung meiner Mutter zur Folge gehabt. Das geschah dann auch bei ihrem zweiten Arbeitseinsatz in Vietnam, im darauf folgenden Jahr, als meine Mutter schwanger wurde und sie beide den Antrag auf Heirat stellten. Widerstand hatten sie von Behörden gleich zweier Staaten, denn weder die DDR noch die DRV sahen diese Verbindung gern. Eine Norm war gebrochen worden, in einer hochgradig normativen Gesellschaft.

Wie groß dieses Vergehen war, bekamen beide zu spüren, denn es dauerte Jahre, ehe sie endlich als Familie in der DDR zusammen leben durften. Der behördliche Widerstand gegen die Ehe meiner Eltern war Ausdruck des Abschottungswillens der sozialistischen Staaten, auch untereinander, und stand im Widerspruch zum im Sozialismus fest verankerten Postulat des Internationalismus. Im Psychogramm eines Großteils der DDR-Bevölkerung wirkte sich diese Abschottung, die 1961 mit dem Mauerbau auch territorial besiegelt wurde, in fehlender Welterfahrung, allgemein mangelhaften Fremdsprachenkenntnissen und zuweilen Minderwertigkeitsgefühlen aus.

Eine Folge waren auch viele Varianten von Fremdenfeindlichkeit und Alltagsrassismus.

TÄGLICHER RASSISMUS

Das erfuhr ich – ein bis dato fröhlich integriertes Kindergartenkind – am eigenen Leibe mit 6 Jahren das erste Mal am ersten Schultag. Die Lehrerin hatte kurz den Klassenraum verlassen. Die Kinder nutzten das, um mich in eine Ecke zu drängen und rassistische Schimpfwörter zu skandieren. Ihre Einigkeit war verblüffend. Als die Lehrerin zurückkehrte, ließen sie von mir ab.

Dieses winzige Pogrom war der Auftakt für jenen Alltagsrassismus, der mich seitdem viele Jahre begleitete, nicht nur in der Schule, auch in öffentlichen Verkehrsmitteln, auf Straßen und Spielplätzen, in Restaurants, Ferienlagern und FDGB-Heimen.

Woher kam das? War es Teil der Erziehung in den Elternhäusern, wo ähnliche Schrankwände die sozialpsychologische Einheit symbolisierten, wo die Stores an den Fenstern die Welt abschirmten, wo öffentlich Ruhe herrschte und der Wille zur Anpassung? Waren es Gefühlserbschaften aus der Erziehung ihrer Eltern, die als Kinder wiederum ihre Sozialisation im faschistischen Deutschland erfahren hatten? Gab es da vielleicht eine unbehelligte, fatale Fortführung von Weltfremdheit, die Fremdbilder erzeugte?

Meine Mutter, die durch ihren Beruf als Französisch-Dolmetscherin in der Welt herum kam und auf ganz praktische Weise in ihr zu Hause war, war in ihrer Verwandtschaft eine Ausnahme. In den Briefen ihrer Schwester (aus dem Osten) und ihrer Cousine (aus dem Westen), die sich zu ihrer Verbindung mit einem Vietnamesen und den daraus hervorgegangenen Kindern äußerten, kam es öfter mal zu rassistischen Bemerkungen. So warnten sie meine Mutter im Ton eifriger Fürsorglichkeit vor angeblicher Polygamie-Mentalität ausländischer Männer, rieten ihr, der Tochter eine andere Frisur zu verpassen, damit sie ›europäisierter‹ erscheine oder gratulierten, dass der Sohn zum Glück nicht so vietnamesisch aussähe.

Die Erbschaften in meiner eigenen kleinen Herkunftsfamilie waren da anderer Art. Die Weltgewandtheit meiner Mutter, Jahrgang 1931, ebenfalls erstsozialisiert in der Nazizeit, ging einher mit einer starken Empathie für die Opfer der deutschen Nazis, des Zweiten Weltkrieges und der Shoa. Entsetzen und Trauer darüber haben sie ein Leben lang begleitet. Als ich 10 Jahre alt war, schenkte sie mir das

Kinderbuch ›Lasst Benjukas nicht allein‹, in dem Icchokas Meras, ein litauisch-jüdischer Dichter, seine Flucht-Erlebnisse als verfolgtes Kind im von Deutschen besetzten Litauen erzählt. Ein frühes literarisches Erlebnis, das mich sehr geprägt hat.

Derweil umgaben mich die Blicke von DDR-Deutschen und dieses Staunen über alles, was aus dem Rahmen einer weißen deutschen Durchschnitts-Kleinfamilie fiel. Nicht herausfallen aus der Norm, das war die Devise. Denn wer auffiel, wurde ausgegrenzt. Die Buntheit fand nur subversiv statt, in Nischen, unter Ausschluss der Öffentlichkeit oder höchstens noch in Künstler-Kreisen.

Die ausgeprägte fremdenfeindliche Stimmung im Osten Anfang der 90er, der rassistische Mord 1990 in Eberswalde an Amadeu Antonio, einem ehemals sozialistischen Vertragsarbeiter aus Angola, die Pogrome 1991 in Hoyerswerda und 1992 in Rostock-Lichtenhagen gehörten für mich zu den Folgen jahrzehntelanger Abschottung.

Es war, als ginge mein Albtraum in Erfüllung.

GESCHICHTE EINES TITELFOTOS

Der Vietnam-Krieg war ein mediales Ereignis. Nicht nur über die TV-Geräte, mit denen ab Anfang der 60er Jahre bald jedes deutsche Wohnzimmer versorgt war, gelangte er in die übrige Welt, sondern er war auch sichtbar auf Plakaten und jeder Menge Pressefotos.

An der Entstehung eines Titelbildes der Neuen Berliner Illustrierten (NBI) 1966 war ich ganz persönlich beteiligt – als Motiv. Eines Tages kamen viele Leute in unser Wohnzimmer in Berlin-Hohenschönhausen und fotografierten uns – Vater, Mutter, Kind – pausenlos unter heiß laufenden Scheinwerfern.

Was ich damals nicht wusste: alles diente nur dem Ziel, mein Gesicht einzeln in Großaufnahme zu bekommen. Ich sollte herhalten für einen Spenden-Aufruf der Zeitschrift für notleidende Kinder in Vietnam. Die Fotografin schaffte es, mich so zu fotografieren, wie sie mich brauchten: mandeläugig und ernst, losgelöst von meiner tatsächlichen Umgebung – einem deutschen Wohnzimmer, Ambiente Altneubau. Eine Reise nach Vietnam war für die DDR-Presse vielleicht zu weit oder zu teuer oder zu beschwerlich. Jedenfalls wählten sie den kürzeren Weg nach Berlin-Hohenschönhausen, ein Fake.

Antisemitismus in der DDR

Die Notwendigkeit eines öffentlichen Diskurses¹

Heike Radvan

Antisemitismus ist ein aktuelles Problem². Es stellt sich die Frage, was getan werden kann, um heutige Judenfeindschaft zu thematisieren und ihr im öffentlichen Raum wirksam entgegenzutreten. Für die Entwicklung pädagogischer Konzepte und sozialraumorientierter Antworten ist es sinnvoll, gegenwärtige Erscheinungsformen auch in den Kontext von Geschichte zu stellen: Um zu verstehen, welche Funktion heutige Antisemitismen haben können, ist es unabdingbar, deren Genese in den Blick zu nehmen. Neben der geschichtswissenschaftlichen Forschung geht es aus Perspektive gelebter Demokratie immer auch darum, diese Fragen öffentlich, im Alltag unter den Bürger*innen zu diskutieren und lokalhistorisch zu recherchieren. Letzteres ist für den Antisemitismus im Nationalsozialismus und für die Zeit nach 1945 in den westlichen Besatzungszonen und der Bundesrepublik durchaus geschehen. Jedoch lässt sich ein Defizit an öffentlichen Debatten um Erscheinungsformen von Antisemitismus in der DDR konstatieren. Vor diesem Hintergrund entstand die Wanderausstellung der Amadeu Antonio Stiftung ›Das hat's bei uns nicht gegeben! Antisemitismus in der DDR‹.³ Sie wurde im April 2007 in Berlin eröffnet und seither an mehr als 60 Orten gezeigt. Im Fachdiskurs liegt durchaus eine Vielzahl an Veröffentlichungen zum Thema vor.⁴ Neben einzelnen Autor*innen, die den Antisemitismus als Begleiterscheinung der SED-Diktatur betrachten, wird das Phänomen in der Mehrzahl der Untersuchungen als grundlegender Bestandteil der Ideologie betrachtet (vgl. Ullrich 2007, 456). Im Folgenden wird auf Fachliteratur und Rechercheergebnisse der Ausstellung zurückgegriffen, um verschiedene Erscheinungsformen zu diskutieren.

VERWEIGERUNG VON RESTITUTION UND ENTSCHÄDIGUNGSZAHLUNGEN

In den Nachkriegsjahren erfolgten in der sowjetischen Besatzungszone vereinzelt Rückgaben von Grundstücken und Immobilien an jüdische Gemeinden. Die Rückgabe jeglichen geraubten Eigentums an Verfolgte des Naziregimes setzte sich in der Sowjetischen

[1]

Der Artikel ist zuerst erschienen in Lemke, Matthias / Kuchler, Daniel / Nawrat, Sebastian (2009) *60 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Dis/kurs. Politikwissenschaftliche und geschichtsphilosophische Interventionen*. Magdeburg: Meine Verlag: 219–230. Er wurde für diese Veröffentlichung leicht überarbeitet.

[2]

Vgl. hierzu die einführenden Artikel in diesem Band.

[3]

Die Konzeption der Ausstellung wurde erarbeitet von Dr. Bettina Leder und der Amadeu Antonio Stiftung. Die lokalen Fallgeschichten der Ausstellung wurden von acht Jugendgruppen mit Unterstützung von Historiker*innen und Pädagog*innen recherchiert. Für die Aktualisierung und Erweiterung der Ausstellung in 2009 zeichnet verantwortlich Dr. Frank Sobich. Mitglieder des wissenschaftlichen Fachbeirates waren: Dr. Dr. Lothar Mertens, Dr. Peter Fischer, Dr. Thomas Hauray, Dr. Hermann Simon.

[4]

Eine Auflistung der Veröffentlichungen findet sich nach Themen sortiert am Ende des Artikels.

- [5] Besatzungszone und späteren DDR jedoch nicht durch (vgl. Mertens 2000, 229–246).⁵ Entschädigungszahlungen für die Ermordung der europäischen Juden oder Kompensationszahlungen für die in der Verfolgung erlittenen physischen und psychischen Schäden, lehnte die DDR grundsätzlich ab. Der Staat sah sich nicht in der Nachfolge des NS-Staates und lehnte jegliche Verantwortung mit dem Verweis auf Reparationsleistungen, den Aufbau des Sozialismus und eine erfolgreiche Bekämpfung des Faschismus ab.

Zur Praxis des bereits 1947 außer Vollzug gesetzten Wiedergutmachungsgesetzes in Thüringen vgl. Spannuth (2000): 186ff.

- [6] Deutsche Volkszeitung, 1. Juli 1945.

[7]

Deutsche Volkszeitung, 26. September 1945.

DIE UNTERSCHIEDUNG ZWISCHEN

›OPFER‹ UND ›KÄMPFER‹

- [8] Überlebende des Nationalsozialismus erhielten Rentenzahlungen und soziale Vergünstigungen, u. a. die Möglichkeit, fünf Jahre eher in Rente zu gehen, zusätzliche Urlaubstage und Kuraufenthalte in Anspruch zu nehmen sowie öffentliche Verkehrsmittel unentgeltlich zu nutzen. Nicht selten wurden diese Regelungen zum Anlass für judenfeindliche Äußerungen; Antisemitismus wurde hier explizit (vgl. Burgauer 1993, 14). Die Einrichtung dieser gesetzlich verankerten Regelungen war nicht unumstritten, von Beginn an wurde hierbei zwischen ›Opfern‹ und ›Kämpfern‹ unterschieden. So vertrat die KPD im Juli 1945 folgende Position: »Opfer des Faschismus« könnten nur diejenigen sein, »die unter Hitler heldenmütig für die Freiheit des deutschen Volkes« gekämpft haben. Natürlich seien auch alle anderen Opfer, auch »die Juden, die als Opfer des faschistischen Rassenwahns verfolgt und ermordet wurden. [] Aber so weit können wir den Begriff ›Opfer des Faschismus‹ nicht ziehen. Sie haben alle geduldet und Schwere erlitten, aber sie haben nicht gekämpft.«⁶ Auch wenn diese Position geändert werden musste, und die Deutsche Volkszeitung im September 1945 mit der Überschrift »Juden sind auch Opfer des Faschismus«⁷ titelt, blieb die vorgenommene Unterscheidung mit ihren problematischen Implikationen und diskriminierenden Auswirkungen bis zum Ende der DDR erhalten. So waren es häufig Jüdinnen und Juden – wie der Historiker Helmut Eschwege und der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Leipzig, Eugen Gollomb⁸ – denen trotz ihrer aktiven Beteiligung am Widerstandskampf gegen die Nationalsozialisten der Status als ›Kämpfer‹ verweigert oder aberkannt wurde. Neben der willkürlichen und diskriminierenden Vergabe des Kämpfer- und Opferstatus enthielt diese Klassifizierung den impliziten Vorwurf, an der eigenen Verfolgung mitschuldig gewesen zu sein, da man nicht

gekämpft habe. Ab 1965 verstetigte sich die Unterscheidung auch ökonomisch. ›Kämpfer‹ gegen den Faschismus erhielten eine Ehrenpension, die 1985 um 400 Mark höher war als die Rentenzahlungen an ›Opfer‹ des Faschismus (vgl. Guckes 2008).

STAATLICHE VERFOLGUNG ZU BEGINN DER 1950ER JAHRE

Ausgehend von der Sowjetunion breiteten sich ab 1948 antisemitische Kampagnen und Schauprozesse in die Ostblockstaaten aus. Jüdische Parteifunktionäre wurden als ›Zionisten‹, ›Spione‹ und ›Verräter‹ verfolgt und verurteilt. Auch in der DDR wurden kommunistische Funktionäre verhaftet und als ›Agenten der Gestapo‹ sowie für ihre Unterstützung jüdischer Restitutions- und Wiedergutmachungsforderungen angeklagt.

Privatpersonen und jüdische Gemeinden wurden Opfer weitreichender Repressalien. Anhand von Listen über die Annahme internationaler Hilfslieferungen in den Nachkriegsjahren wurden Privatwohnungen und Gemeinderäume durchsucht, Verhöre und Verhaftungen vorgenommen. Viele Juden wurden aus öffentlichen Stellungen entlassen. Angeklagte wurden in den Vernehmungen antisemitisch beschimpft. Ihnen wurde Spitzel- und Spionagetätigkeit für den US-Imperialismus sowie ›Kosmopolitismus‹ unterstellen. Obwohl bereits vorbereitet, wurde ein antijüdischer Schauprozess in der DDR gegen Paul Merker nicht durchgeführt. Die Angeklagten wurden in Geheimprozessen zu Haftstrafen verurteilt. Im Frühjahr 1953 flohen nahezu alle Gemeindevorstände und mehrere hundert Gemeindeglieder aus der DDR.

ANTIZIONISTISCHE PROPAGANDA

In den 1950er Jahren wurde Israel ausgehend von der UdSSR in der polarisierten Darstellung zwischen sozialistischen und kapitalistischen Staaten zum Feindbild erklärt. In der Folge wurden der Nahostkonflikt weitgehend pro-arabisch beschrieben. Der Alltag und die Situation jüdischer Israelis wurden nahezu vollständig ausgeblendet, im Vordergrund stand die Interpretation der Politik Israels als kriegstreibend. Antisemitische Stereotype wurden sehr häufig in Karikaturen, Kolumnen und politischen Reden verwendet, israelische Politiker mit Hitler gleichgesetzt und der Staat Israel als NS-Staat bezeichnet.

Während der Krisenzeiten im Nahostkonflikt nahm die Schärfe der antizionistischen Propaganda zu. Häufig lassen sich in diesen

Zeiträumen eine Zunahme antisemitischer Gewalttaten und antisemitischer Äußerungen konstatieren. So wurden im Herbst 1956 – parallel zur Zuspitzung der Suezkrise – jüdische Friedhöfe in Eberswalde, Saalfeld und bei Görlitz geschändet. Arbeiter*innen im Traktorenwerk Schönebeck äußerten, »dass Hitler mehr Juden hätte vernichten sollen, denn dann könnten diese Ägypten nicht angreifen« (zit. in Mertens 2000, 322). Und ein Stimmungsbericht der SED-Bezirksleitung Cottbus enthält im November 1956 die Aussage: »Da haben die Faschisten ja doch Recht gehabt, wenn sie sagten, dass die Juden immer einen neuen Krieg anzetteln.« (ebd.) Parallel zum Sechstagekrieg 1967 wurden in Leipzig, Dresden und Magdeburg antisemitische Ausschreitungen registriert (vgl. Wolfssohn 1997, 142). Dass auch die Parteiführung den Zusammenhang zwischen antizionistischer Propaganda und auftretendem Antisemitismus erkannt hatte, darauf deutet eine Anweisung an alle Funktionäre für Propaganda über eine durchzuführende Kampagne gegen den Antisemitismus (ebd.).

Auch in der Folge wandte sich die DDR-Regierung offen gegen Israel: Sie unterstützte 1975 aktiv die UN Resolution 3379, in der Zionismus als »eine Form von Rassismus und Rassendiskriminierung« (zit. nach Timm 1997, 252f.) verurteilt wurde. Die antizionistische Propaganda blieb bis zum Ende der DDR erhalten. Lediglich ab Mitte der 1980er Jahre milderte sich der Ton, was im Kontext mit außenpolitischen Erwägungen zu sehen ist (s.u.). Antiisraelische Äußerungen waren häufig mit antiamerikanischen und antiimperialistischen Argumentationen verbunden. Die Verbindung der Attribute ›Kriegstreiber‹ und ›Aggressor‹ mit dem Staat Israel, die ausschließliche Darstellung der arabischen Bevölkerung als Opfer und das Verschweigen arabischer Terrorakte unterstützte die vereinfachende, ideologische Einteilung der Konfliktparteien in ›gut‹ und ›böse‹. Bislang wenig erforscht ist die Unterstützung, die palästinensische Terrorgruppen durch die DDR erhielten. In den Akten des MfS, die für die Ausstellung recherchiert wurden, zeigt sich, dass Terroristen der Abu Nidal Gruppe, die weltweit für mehr als 100 Anschläge verantwortlich war, in der DDR militärisch und strategisch ausgebildet wurden, untertauchen konnten, medizinisch versorgt wurden und Waffenlieferungen erhielten.⁹

MfS HA II Nr. 18652;
XV 3690/82 ›Händler‹
7116/91

[10]

So waren als Mahnung und Erinnerung an die ermordeten Häftlinge des KZ-Außenlagers in Retzow Gedenksteine mit der Aufschrift aufgestellt: »224 im KZ Retzow-Waren ermordete antifaschistische Widerstandskämpfer Europas mahnen zum Frieden« und »Die Toten mahnen uns«. Verschwiegen wurde, dass die Mehrzahl der Ermordeten jüdische Frauen waren. Diese pauschalisierende, vereinnahmende Art des Gedenkens trug eher zur Verdrängung bei als zu einer Erinnerung, die den konkreten Schicksalen der Opfer galt. So wurde die Inschrift »Die Toten mahnen uns« von vielen Einwohnern als Erinnerung an die bei 300 Testflügen in der Region umgekommenen deutschen Piloten verstanden.

[11]

Ausführlich vgl. hierzu Haury (2000): 253–292.

IDEOLOGISCH ÜBERFORMTE ERINNERUNGSPOLITIK

In der offiziellen Geschichtsschreibung und Erinnerungspolitik der DDR herrschte ein ideologisch überformtes Bild über den Nationalsozialismus vor. Im Vordergrund stand der kommunistische Widerstandskampf. Menschen, die aufgrund ihres Jüdischseins verfolgt wurden und nicht im kommunistischen Widerstand tätig waren, erhielten einen benachteiligten Platz in der Erinnerung. In vielen Fällen wurde in offiziellen Mahn- und Gedenkstätten die eigentliche Identität und Herkunft der Opfer verschwiegen oder die Toten als Widerstandskämpfer vereinnahmt¹⁰.

Die Judenverfolgung wurde nicht verschwiegen, jedoch wurde die Rolle, die der Antisemitismus in der Ideologie der Nationalsozialisten einnahm, weitgehend ausgeblendet. Dieses Verständnis stand im Zusammenhang mit einer Erklärung über die Ursachen des Nationalsozialismus, die bereits in den 1930er Jahren in der Arbeiterbewegung und der KPD als zentrales Argumentationsmuster vorherrschte¹¹. Der Argumentation folgend, die der Kommunist Georgi Dimitroff 1935 vor der Kommunistischen Internationale entwickelte, erklärte sich die DDR als Gegenthese zum Faschismus. Für den Nationalsozialismus verantwortlich gemacht wurde das Monopol- und Finanzkapital. Diese vereinfachende, ökonomistische Erklärung eröffnete Anschlussmöglichkeiten für Antisemitismen: Juden wurden mit Geld in Verbindung gebracht, wie sich im oft verwendeten Bild vom jüdischen Kapitalisten zeigt. Neben der Rolle des Antisemitismus innerhalb der nationalsozialistischen Ideologie geriet mit dieser Erklärung jedoch auch die Beteiligung und Begeisterung der Mehrzahl der deutschen Bevölkerung für den Nationalsozialismus aus dem Blick. So wurde die Bevölkerung des sozialistischen Staates eher einem Opfer- als einem Täterkollektiv zugehörig erklärt, das jedweder Schuld oder Verantwortung enthoben wurde. Bereits ab 1948 konnten ehemalige NSDAP-Mitglieder Aufnahme in der SED finden, die neu gegründete NDPD sprach gerade diese Zielgruppe an. Die Verfolgung von NS-Tätern, in den Nachkriegsjahren durchaus konsequent durchgesetzt, wurde im Zuge des Kalten Krieges zunehmend instrumentell gegenüber Westdeutschland eingesetzt. In nicht wenigen Fällen hing nun eine strafrechtliche Verfolgung von einem propagandistischen Nutzen ab (vgl. Leide 2006).

Die ideologisch überformten Positionen dokumentieren sich auch im lokalgeschichtlichen Umgang mit der Geschichte des

Nationalsozialismus. So bleibt weitgehend unthematisiert, wie es dazu kommen konnte, dass in Städten und Gemeinden aus Nachbarn ›Juden‹ gemacht wurden und wie die Diskriminierung, Vertreibung und geplante Vernichtung konkret vonstatten ging. Eine kritische Auseinandersetzung mit antisemitischen und rassistischen Einstellungen blieb innerhalb der Bevölkerung weitgehend aus. Angesichts sozialpsychologischer Forschung kann davon ausgegangen werden, dass neben einer Tradierung von Stereotypen auch eine Umwegkommunikation einsetzte: Mit der antizionistischen Propaganda war es legitim, sich israelfeindlich zu äußern (vgl. Heyder/Iser/Schmidt 2005; Bergmann/Heitmeyer 2005).

INSTRUMENTELLER UMGANG MIT DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN IN DEN 1980ER JAHREN

[12] In den 1980er Jahren wurde den jüdischen Gemeinden öffentliche Aufmerksamkeit zuteil. Sie erhielten verstärkte Unterstützung für die Instandhaltung von Friedhöfen und für Sozial- und Kultureinrichtungen. Projekte, welche die Gemeinden bereits seit mehreren Jahren vergeblich umzusetzen suchten, wurden nun staatlicherseits bewilligt und gefördert: Hierzu zählen u. a. die Gründung des Centrum Judaicum in Berlin und der Wiederaufbau der Synagoge in der Oranienburger Straße. Gedenkveranstaltungen anlässlich des Pogroms vom 9. November 1938 erhielten 1988 besondere Aufmerksamkeit und waren häufig als offizielle Staatsakte organisiert¹².

Diese Maßnahmen waren jedoch nicht ausschließlich auf die Unterstützung der Gemeinden und des jüdischen Lebens gerichtet. Vielmehr waren sie vor dem Hintergrund der wirtschaftlich desolaten Lage des Staates mit außen- und wirtschaftspolitischen Interessen verknüpft. Die politische Führung bemühte sich um eine Annäherung an Israel und die USA. Man ging davon aus, dass ein verbessertes Klima zu Israel handelspolitische Verbesserungen mit den USA ermöglichen würde. Diese waren seitens der USA an Forderungen gebunden, sich der Frage der Restitution und Entschädigungszahlungen für die Opfer des Nationalsozialismus zu stellen. Die wirtschaftlichen Interessen wurden symbolisch verfolgt: Die im Juni 1988 gegebene Absichtserklärung, Entschädigungszahlungen zu tätigen, lassen sich als reine Lippenbekenntnisse werten: Entschädigungszahlungen waren zu keinem Zeitpunkt weder innerhalb noch außerhalb der DDR vorgesehen. In den Akten zeigen sich alte Stereotype in neuem Gewand,

wie die Imagination eines jüdischen Einflusses in den USA bzw. das Zerrbild einer ›mächtigen jüdischen Lobby‹, welche die Politik der USA lenkt und beeinflusst.

EINE NOTWENDIGE ÖFFENTLICHE DISKUSSION

Mit der Wanderausstellung hat eine Debatte über ein lang beschwiegenes Thema begonnen. Gleichzeitig wurde durch Printmedien und Fernsehen das Thema – wenn auch vereinzelt, so doch dezidiert – aufgegriffen. In verschiedenen Gruppierungen wurde die Frage nach der Existenz von Judenfeindschaft in der DDR und deren Ursachen gestellt und debattiert, u. a. in der Partei Die Linke. Dennoch lässt sich festhalten, dass über bestimmte Themen – insbesondere die staatliche Verfolgungswelle in den 1950er Jahren und die Relevanz des Antizionismus – wenig Wissen vorhanden ist. Dies ist nicht zuletzt auch deswegen problematisch, da heutige israelfeindliche Äußerungen in sozialpsychologischen Untersuchungen signifikant hohe Zustimmung erlangen und nicht selten darauf verwiesen wird, dass die DDR-Propaganda doch in diesem Punkt durchaus Recht gehabt habe.

Bislang wenig erforscht ist die Rolle einzelner zivilgesellschaftlicher Gruppierungen, die ab Mitte der 1980er Jahre in größeren Städten, inoffiziell und selbstorganisiert den jüdischen Opfern häufig unter dem Dach der Kirche gedachten.



LITERATURTIPPS

Zum Verhältnis der DDR zu Zionismus und dem Staat Israel vgl. Timm, Angelika 1997 | Hammer, Zirkel, Davidstern. *Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel* | Bonn. **Zu den jüdischen Gemeinden und dem Umgang mit ihnen staatlicherseits vgl. Mertens, Lothar 1997** | Davidstern unter Hammer und Zirkel. *Die jüdischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch Partei und Staat 1945-199* | Hildesheim, Zürich, New York. **Offenberg, Ulrike 1998** | »Seid vorsichtig gegen die Machthaber«. *Die jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945-1990* | Berlin. **Keßler, Mario 1995** | *Die SED und die Juden – zwischen Repression und Toleranz. Politische Entwicklungen bis 1967* (Zeithistorische Studien, Bd. 6) | Berlin. **Zur antisemitischen Verfolgungswelle Anfang der 1950er Jahre vgl. Weigelt, Andreas / Simon, Hermann 2008** | *Zwischen Bleiben und Gehen. Juden in Ostdeutschland 1945 bis 1956* | Zehn Biographien | Berlin.

Kießling, Wolfgang 1994 | *Partner im »Narrenparadies«*. *Der Freundeskreis um Noel Field und Paul Merker* | Berlin. **Zur Geschichte jüdischer Kommunisten in der DDR vgl. Hartewig, Karin 2000** | *Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR* | Köln, Weimar, Berlin. **Völter, Bettina 2003** | *Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen* | Opladen. **Zum jüdischen Leben in der DDR und der gesamtdeutschen Entwicklung vgl. Burgauer, Erica 1993** | *Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945* | Hamburg. **Zum Verhältnis der DDR gegenüber Juden, Israel und Nahostkonflikt vgl. Wolffsohn, Michael 1995** | *Die Deutschland-Akte. Juden und Deutsche in Ost und West. Tatsachen und Legenden* | München.

LITERATUR

Bergmann, Werner / Heitmeyer, Wilhelm 2005 | *Antisemitismus: Verliert die Vorurteilsrepression ihre Wirkung?* | In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) *Deutsche Zustände* | Folge 3 | Frankfurt am Main: 224–238. **Burgauer, Erica 1993** | *Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945* | Hamburg. **Eschwege, Helmut 1991** | *Fremd unter meinesgleichen. Erinnerungen eines Dresdner Juden* | Berlin. **Guckes, Ulrike 2008** | *Opferentschädigung nach zweierlei Maß?* | Berlin. **Hartewig, Karin 2000** | *Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR* | Köln, Weimar, Berlin. **Haury, Thomas 2002** | *Antisemitismus von links* | Hamburg. **Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) 2005** | *Deutsche Zustände* | Folge 3 | Frankfurt a. Main. **Heyder, Aribert / Iser, Julia / Schmidt, Peter 2005** | *Israelkritik oder Antisemitismus? Meinungsbildung zwischen Öffentlichkeit, Medien und Tabus* | In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) *Deutsche Zustände* | Folge 3. Frankfurt a. Main: 144–165. **Hollitzer, Siegfried 1994** | *Die Juden in der SBZ und ihr Verhältnis zu Staat wie Kirche* | In: Ephraim-Carlebach-Stiftung (Hg.) *Judaica Lipsiensia: Zur Geschichte der Juden in Leipzig* | Leipzig. **Keßler, Mario 1995** | *Die SED und die Juden – zwischen Repression und Toleranz. Politische Entwicklungen bis 1967* | Zeithistorische Studien, Bd. 6 | Berlin. **Kießling, Wolfgang 1994** | *Partner im »Narrenparadies«*. *Der Freundeskreis um Noel Field und Paul Merker* | Berlin. **Leide, Henry 2006** | *NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Die geheime Verangenhheitspolitik der DDR* | Göttingen.

Lemke, Matthias / Kuchler, Daniel / Nawrat, Sebastian 2009 | *60 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Dis/kurs. Politikwissenschaftliche und geschichtsphilosophische Interventionen* | Meine Verlag | Magdeburg. **Mertens, Lothar 2000** | *Davidstern unter Hammer und Zirkel: 229–246*. **Offenberg, Ulrike 1998** | »Seid vorsichtig gegen die Machthaber«. *Die jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945-1990* | Berlin. **Spannuth, Jan Phillip 2000** | *Rück-erstattung Ost* | Freiburg. **Timm, Angelika 1997** | Hammer, Zirkel, Davidstern. *Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel* | Bonn. **Ullrich, Peter 2007** | *Nationaler Kommunismus nach Auschwitz – die DDR und die Jüdinnen und Juden. Ein Bilanzierungsversuch* | In: UTOPIE kreativ | Heft 199, Mai 2007: 455–467. **Völter, Bettina 2003** | *Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen* | Opladen. **Weigelt, Andreas / Simon, Hermann 2008** | *Zwischen Bleiben und Gehen. Juden in Ostdeutschland 1945 bis 1956* | Zehn Biographien | Berlin. **Wolffsohn, Michael 1995** | *Die Deutschland-Akte. Juden und Deutsche in Ost und West. Tatsachen und Legenden* | München. **Wolffsohn, Michael 1997** | *Meine Juden – Eure Juden* | München.

Gefühlserbschaften aus ostdeutschen Perspektiven

Ein Interview mit Ines Geipel

Geführt von Jana Scheuring

Bearbeitet von Marina Chernivsky und Jana Scheuring

Was sind Gefühlserbschaften für Dich, wie drücken sie sich aus, wo und wie zeigen sie sich?

In meinen Augen geht es da vor allem um das immaterielle Erbe von Geschichte, um die Erfahrungen der Eltern und Großeltern, wie wir mittlerweile wissen, bis in die siebte Generation hinein. In Deutschland beschäftigen uns die Kriegserfahrungen und Diktaturerfahrungen noch immer sehr; Traumatisierungen, die vor allem in Ostdeutschland aufgrund der Doppeldiktatur nicht aufgelöst werden konnten. Die Kinder der Kriegskinder beispielsweise haben das alles nicht selbst erlebt, aber sie tragen diese Erfahrungen in sich. Damit werden sie zu binnenspsychischen Jahrhundertcontainern.

Ich verbinde mit dieser Formulierung das Sitzen auf einem riesigen Haufen unbesprochener Geschichten und die Aufgabe, für die nachfolgenden Generationen diesen Haufen nachträglich zu sortieren. Wie würdest Du dieses Erleben und diesen Auftrag beschreiben?

Für die zweite und dritte Generation im Osten ist dieser Erfahrungscontainer eine Wucht, vor allem, weil die Weitergaben indirekt geschehen. Durch den DDR-Einschluss waren diese beiden Generationen einem Verleugnungsprinzip ausgesetzt, denn sie hatten ohne Unterbruch mit Tabus, Schweigen, Schuld und Scham zu tun, ohne dass ihnen vermittelt wurde, worum es tatsächlich geht. Es liegt in dieser Art Schweigen begründet, dass unklar blieb: Womit haben wir uns jetzt eigentlich auseinanderzusetzen? Das erzeugt unweigerlich ein haptisches Verhältnis zur Geschichte. Man versucht diesen beschwiegene Geschichtshaufen zu ertasten, seismografisch zu erspüren, weil es keine Signifikanz zu ihm gibt. Das ist ein Zustand, der dauerhaft zerrt, direkte Gefühle blockiert und inaktiv macht. Deshalb

würde ich im Osten auch von einer **kollektiven Seelenlähmung** sprechen, und zwar quer durch alle betroffenen Generationen.

Und gleichzeitig läuft ein solcher haptischer, ahnender, raunender Zugang zur Geschichte ja immer auch auf einen Moment von **Verantwortungsentlastung** hinaus: ein zentraler Begriff für alle Diktaturen. Man hat individuell zwangsläufig mit inneren Mauern zu tun, mit Blockaden, die einem unentwegt hochkarätige Konflikte aufnötigen. Von daher auch unablässig die Frage: sich damit auseinandersetzen oder besser gleich verdrängen? Das heißt: Wie viel an Erfahrung, wie viel an Gefühlserbschaft, und vor allem welche, muss ich wirklich konkret verstanden haben, damit ich hier und heute ein politischer, wacher Mensch sein kann? Wie komme ich zu einem eigenen, emanzipierten und selbständigen Leben?

Es gibt da kein Gesetz; das ist etwas sehr Persönliches. Aber ich kann für mich selbst sagen, dass es ein Prinzip der Nötigung gab: Vor mir lag ein Riesenhaufen ungeklärter Geschichte, der Familie, des Staates, und ich wäre nie zu einem eigenen Leben gekommen, wenn ich den nicht bewusst angeschaut hätte, mit einer eigenen Sprache und auch geharnischten Auseinandersetzungen. Das sind sehr individuelle Arbeitsaufträge, denen wir da ausgesetzt sind, und deshalb ist es ungemein wichtig, dass eine Gesellschaft dafür Räume eröffnet, dass sie diesen Prozess aktiv enttabuisiert. Mein Ansatz ist: Je früher ein Trauma angeschaut wird, umso geringer die Spätschäden.

Neben den individuellen Aufträgen und Wegen der Auseinandersetzung gibt es eine Reihe von kollektiven Wirkungen, die mit Gefühlserbschaften zwangsläufig verbunden sind. Wie würdest Du sie beschreiben?

Ist es nicht so, dass wir uns erstaunlich lange an diesen Schnittstellen zwischen realem Vater und gesellschaftlichem Vater, oder realer Mutter und gesellschaftlicher Mutter, bewegen? Insofern existiert so etwas wie ein Erbschaftsressort, wo sich Familien- und Gesellschaftsknoten und -Muster verknüpfen bzw. überlagern. Diese Aspekte können in Biografien nach Diktaturen ungemein bestimmend sein. Möglich, dass man dieser **geerbten Belastung** eine Weile entgehen kann, sie wegzuschieben oder

wegzumoderieren vermag. Aber wir sehen ja oft genug, dass die Eiterpickel dann doch irgendwann aufgehen. Also, warum nicht gleich aktiv damit umgehen?

Ich finde den Begriff der kollektiven Seelenlähmung im Hinblick auf den Osten auch deshalb richtig, weil die DDR eine **Gesellschaft ohne Zeit** war. Damit lag die **Binnenphysis** der Ostgesellschaft in meinen Augen wie auf Eis oder im Eisschrank. Bestimmte Denkfolien haben sich über Generationen hin nicht verändert, oder nur minimal. In der DDR hat es Sigmund Freud nicht gegeben. Erst 1982 wieder. Das heißt auch, es gab kein Unbewusstes und damit auch keine Analyse von Gesellschaft. Insofern braucht es heute viel genaues Hinschauen, um die einzelnen DDR-Generationen präzise zu erfassen. Aber als Analyseinstrument halte ich den Generationsbegriff in jedem Fall für instruktiv. Da steckt noch einiges Potential drin.

Findest Du diese Aspekte des Verwischens auch in der Forschung zu DDR und DDR-Gesellschaft wieder?

In der Soziologie, die zu und über den Osten forscht, besteht länger schon ein irritierender Zustand. Es könnte daran liegen, dass die nötige Distanz zum Gegenstand fehlt. Wenn die DDR vermeintlich kein Unrechtsstaat war, kommen Grundannahmen zum Einsatz, werden Analysebestecke und Vokabulare benutzt, die in meinen Augen eher verunklaren als analysieren. Was bisher nicht geleistet wurde, und das hat vielleicht mit der besagten Schulddimension zu tun, ist die Klärung darüber, was der Nationalsozialismus im Osten für diese Traumagesellschaft tatsächlich bedeutet hat. Wie ist er erzählt, instrumentalisiert und beschrieben worden? Wofür oder was ist im Grunde diese DDR gewesen? Wo haben wir realiter gelebt? Es existiert in meinen Augen so etwas wie eine **Krypta des Ostens**, in der das eigentliche Opfernarrativ, nämlich die Holocaustgeschichte, liegt. Dieses Narrativ ist durch den ›Roten Antifaschismus‹ – die Erzählung, dass es nur einen Opfertypus, nämlich den der Kommunisten-Helden, geben durfte – völlig entstellt worden. An dieser Geschichte hängen mehrere Auflagen der Umgruppierung und Verfälschung von historischer Wahrheit. Das ist aus vielen Gründen brisant. Zum einen, weil wir dieses Realwissen über

den Holocaust als Ost-Gesellschaft unbedingt nötig haben und noch immer nicht besitzen; zum anderen, weil es natürlich auch ein enormes Leid der Kommunisten gegeben hat, das dadurch ebenso unkenntlich und wiederum belastet wird. Aber solange wir es nicht schaffen, Zugang zu dieser Geschichtskrypta zu bekommen, in einer wirklichen Tiefendimension von Gesellschaft, wird sich der Osten immer weiter neu affizieren, blockieren und verleugnen müssen. Dabei geht es vor allem um echte Empathie, um unmittelbare Gefühle. Ich sehe da eine Seelenverhärtung, an die ranzukommen wichtig wäre, um diesen Zustand zu analysieren und die aktuellen sozialpolitischen Dynamiken im Osten zu begreifen. Es braucht meines Erachtens eine Allianz der Offenheit, die diese verbackenen DDR-Erzählungen thematisiert und jenen währenden geschichtspolitischen und medialen Deal aufbricht. Es geht dabei um ein ostdeutsches Meinungsklima, ein Mehrheitsbewusstsein, das sein moralisches Maß verloren hat. Ein merkwürdiges Verbitterungsphänomen.

Siehst Du hier auch Parallelen zu aktuellen Entwicklungen von rechtspopulistischen Gruppen?

Durch Pegida und Ost-AfD wird vieles neu affiziert und im politischen Raum auf vergiftende Weise gemischt. Der erinnerungspolitische Vorgang könnte so gelaufen sein: Mit '89 ist ›der Westen‹ gekommen und hat den Holocaust als Identitätsbezug, als ›europäischen Mythos des Grauens‹, aber auch des Leids, der die Opferfrage ganz eindeutig geklärt hat, mitgebracht. Das hatte zur Folge, dass die ›Opfergesellschaft Ost‹ in eine Art Rolentrance gekommen ist, der wiederum zu einem immateriellen Existentialneid geführt hat. Das führt uns zu der drängenden Frage: »Ja, wo gehören wir denn nun hin?« Da ist ein Loch, ein politisches Identitätsloch, und es spielt in den aktuellen Formaten – Reichsbürger, Nationalismus, Totalabwehr – gehörig ein.

Auch die neue und politische Rolle der Ostdeutschen im Vereinigungsprozess ist dabei völlig nach hinten gerutscht. Es wäre ja durchaus möglich zu sagen: »Wir haben als Ostdeutsche Deutschland die Einheit gebracht und aus diesem Selbstverständnis heraus können wir uns auch politisch zu ein paar Dingen klar äußern.«

Mir fallen dabei mehrere Ebenen der Verleugnung auf, die u. a. in dieser ›Ostalgie‹ sichtbar werden, sowie in der Aversion vieler ehemaliger Ostdeutscher, sich konkretes historisches Wissen anzueignen, z. B. sich auch um ihre eigenen Akten zu kümmern. Das reicht bis hin zu einem ungemein frivolen Umgang mit den Tätern auf breiter Front, die letztlich straffrei ausgegangen sind. Diese seltsame Idealisierung der Vergangenheit bei vielen sowie der mehr als spezielle Umgang mit den Tätern hat aus meiner Sicht Parallelen zu der Zeit nach dem Nationalsozialismus.

Es geht also darum, Opferperspektiven sichtbar zu machen, bzw. das Nicht-Sehen-Können/Wollen in Bezug auf Nationalsozialismus, aber auch die DDR, aufzubrechen?

Machen wir es doch an einer Stelle konkret: Ich bin Vorsitzende der Doping-Opfer-Hilfe. In erster Linie geht es darum, zu realisieren, was diesen Schattenkindern im DDR-Sport widerfahren ist. Es geht um Acht-, Zehn-, Zwölfjährige – um Jugendliche, Schutzbefohlene – denen man vermännlichende Chemie verabreichte. Es geht darum zu begreifen, welchem Sadismus, welcher Gewalt, welchem sexuellen Missbrauch sie ausgesetzt waren. Und wie schwer es ihnen fällt, ihre Geschichte zu erzählen. Menschen glauben oft ihrem eigenen Schmerz und ihrem eigenen Leid nicht – weil das Unrecht, das ihnen angetan wurde, nicht anerkannt wird, und ihre Geschichten keine Beachtung erfahren, werden sie den Betroffenen im Nachhinein aus der Hand geschlagen. Es gibt eine Art Mainstream des DDR-Narrativs, das sich auch durch unzählige Interviews und starke Bücher nicht verdrängen lässt. Wir hängen im Osten im Stockholm-Syndrom fest. Das liegt auch an dem rabiaten Vorgehen nach '89 und dem fehlenden Vertrauen, dass einem die Hand tatsächlich gereicht wird. Man traut nicht, weil Zutrauen schon so oft verraten wurde. Und dann wendet man die Geschichte der Einfachheit halber gegen den Westen oder gegen irgendetwas anderes, als das eigene Erlittene anzuerkennen, und das hängt uns unendlich nach.

Welche Folgen entfaltet das DDR-Unrecht im Sport, in der Literatur, in der Bildung? Sind es Folgen der Nichtthematisierung, Geschichtsverdrehung oder auch der Erinnerungspolitik der DDR nach '45?

Man kann diese Zusammenhänge in den Generationsabfolgen eigentlich ganz gut skizzieren. Die DDR wurde zum großen Teil durch die Kriegskindergeneration aufgebaut. Die Eltern, die Aufbaugeneration, kamen aus dem Widerstand oder aus der Politisierung der 20er/30er Jahre und haben ihren Kindern die Meta-Ethnologie eines stark autoritären Gestus übertragen. Das hat sich dann Ost wie West als gesellschaftliche Gewalttätigkeit verstärkt. Was will ich sagen? Da wir über den Osten sprechen, ist Gewalt in ostdeutschen Familien ein zentrales Thema, das öffentlich thematisiert werden müsste. Mir wurden als Schriftstellerin nach '89 in Lesungen und Veranstaltungen unendlich viele Geschichten erzählt aus dieser Kriegskindergeneration, die 1989 Mitte/Ende fünfzig war. Wenn sie staatsnah waren und mit '89 zwangsläufig den großen Bruch erlebt haben, haben sie den Machtverlust ganz oft linear in ihre Familien hineingetragen. Die Mütter erzählten weinend von ihren Männern, die vorher Polizist oder bei der Stasi waren und dann plötzlich nichts mehr mit sich anzufangen wussten und ihr Elend direkt in die eigene Familie hineingestopft haben. In den 80er und 90er Jahren muss es in hunderttausenden Familien beängstigend zugegangen sein. Meiner Einschätzung nach wird diese doppelte Verwahrlosung, privat und gesellschaftlich, uns noch lange beschäftigen. Solche Erzählungen gab es aber auch nach 1945 in vielen deutschen Familien.

Wo werden diese Phänomene heute sichtbar, und was würde es brauchen, um diese Knoten zu lösen?

In der tieferen Substanz geht es im Osten um die Verleugnung der Doppeldiktatur. Das wird aktuell bei Pegida oder Rechtsextremen aller Couleur schon sprachlich und im Gestus deutlich, im versuchten Spiel mit nationalsozialistischen Formeln. Es kommt zwar maskiert daher und ist logischerweise nicht mehr eins zu eins DDR, aber wenn man es abschält, wird sichtbar,

dass es sich immer noch um dieses ›Entweder-Oder, Draußen-Drinnen, Freund-Feind‹-Syndrom handelt. Und im Kern geht es da natürlich um Denkfolien einer Diktatur.

Ich bin viel im Westen unterwegs, und zum Anlass von fünf- und zwanzig Jahren Mauerfall war ich am 9. November in Lübeck. Es stellte sich in der Diskussion heraus, dass es die allererste Veranstaltung zum Mauerfall in Lübeck war – fünfundzwanzig Jahre danach! Ich habe immer wieder nachgehakt, wie das zu verstehen ist. Schließlich standen einzelne auf, und es wurde deutlich, dass Lübeck nach '45 ganz viele Flüchtlinge aufgenommen hat. Für sie stellte es ein Problem oder eine Angst dar, dass mit '89 die Ostdeutschen kamen, oder am Ende gar ganz Osteuropa. Das war aufschlussreich und kann die massive Abwehr des Ostens im Hinblick auf die Flüchtlinge von 2015 womöglich ansatzweise erklären. Im Inneren der Abwehr tickt letztlich nichts anderes als Angst. Dann nützt es wenig zu sagen: »Wieso, wir sind doch per se eine Flüchtlingsgesellschaft«. Es liegt existentiell eine sehr verunsichernde Erfahrung darunter, und diese muss öffentlich werden. Der Umgang mit den aktuellen Konflikten ist stark davon abhängig, ob und auf welche Weise negative oder scharf aufreißende Erfahrungen nach 1989 in individuelle und kollektive aufgelöst werden konnten. Kurzum: ob man im Jetzt angekommen ist, innerlich wachsen und den Bruch integrieren konnte, oder ob das Trauma der Verunsicherung massiv abgewehrt werden muss.

Welche Rolle spielt politische Bildung dabei und das Schaffen von Räumen für Auseinandersetzung und Gespräch?

Politische Bildung ist ein Enttabuisierungsraum, ein Freiheitspotential. Die Einsparung der Mittel – zum Teil unter der Schröder-Regierung – hat sich bitter ausgezahlt. Diese Indolenz gegenüber dem ›Schmerz des Ostens‹ ist in meinen Augen einer der großen blinden Flecken des Westens. Es würde sich lohnen, da nochmal genauer hinzuschauen. Was ist da eigentlich passiert? Was war der Grund, warum man sich ›den Osten‹ auf so entschiedene Weise fernhalten musste? Wenn eine Gesellschaft einen solchen Raum nicht offen hält, wenn politische Enttabuisierungsräume wegfallen, liegt das Problem der Wiederholung beängstigend nahe.

Es braucht nach einer langen Diktaturerfahrung von mehr als einem halben Jahrhundert vor allem gute, positive Erzählungen, Modelle für ein geglücktes Leben. Es ist wichtig, Menschen daran zu erinnern, dass ›1989‹ ein Befreiungsmoment war. Ich habe das explizit in meinem Buch geschrieben: *das Glück der Geschichte und '89*. In der Diskussion stand dann jedes Mal jemand auf und sagte: »Stimmt schon, Sie haben eigentlich recht, '89, das war doch nicht ganz schlecht«. Völlig verrückt, dass bei vielen eine ganz andere Erinnerung dominiert. Ein deutliches Zeichen dafür, dass diese oft unbehausten Zeiten und nicht selten auch **demütigenden Erfahrungen** nach '89 zu wenig öffentliche Erzählung erhalten haben. Ich erinnere mich an eine Frau, die in einer Lesung erzählte, dass sie zu DDR-Zeiten Chefin einer Wetterstation gewesen war und 1990 sofort rausgeschmissen wurde. Sie hat hart darum gekämpft, wieder dort arbeiten zu können. Fast zwanzig Jahren später ist sie jetzt wieder Chefin dieser Wetterstation. Aber das lässt sich ja nicht mit dem Satz weg reden: »Kann man mal sehen, wie politisch das Wetter ist«. Nein, in diesen ortlosen Jahren sind viele, zu viele idiotische und verletzende Entscheidungen gefallen, die nachwirken und die nicht aufgearbeitet worden sind. Hier brauchte es auch ein Stück Verantwortung des Westens.

Die Bedingungen für einen ehrlichen Austausch scheinen auch wegen der dominierenden Denkfolien und Erzählschablonen über ›den Osten‹ erschwert. Es scheint eine fragile Angelegenheit, zu wirklichem Sprechen und Zuhören zu kommen, weil alles überformt und erstarrt ist. Wie können trotzdem Gelegenheiten zum Austausch erschaffen werden?

Es bräuchte eine ehrliche Analyse darüber, wie die politische Kultur im Osten – die Landtage, die Behörden, die Medien – aufgestellt ist. In meiner Wahrnehmung richtet sich der Osten tendenziell zu sehr in einer Art Sonderdemokratie ein: Wir nehmen, was das System uns bietet, und ansonsten machen wir, was wir wollen. Es ist zwar viel passiert, aber die **innere Psyche des Ostens** hat das letztlich kaum erreicht. Diese seltsame Unveränderbarkeit hat auch etwas Brutales und hinterlässt Spuren vor allem bei der dritten und vierten Generation Ost. Über dem Osten liegt

ein merkwürdiger Mehltau. Das, was über die Jahre in die Tiefe abgesunken ist, kann so unaufgelöst nach oben drängen.

Dennoch entsteht in diesem Nachland Ost auch immer wieder das Überraschendes, Neues. Ich persönlich finde die **Dezentralisierung von Aufarbeitung** sehr wichtig. Die Geschichten müssen an die Orte, wo sie passiert sind, und nicht an einen zentralen Ort in Berlin. Mich überzeugt das, was wir an Aufarbeitung in den letzten fünfundzwanzig Jahren gemacht haben, nicht sonderlich. Die Härtesubstanz des Ostens ist zu wenig angeschaut und konnte mehrheitlich abgewehrt werden. Opfer gibt es öffentlich praktisch keine mehr, und damit auch keine Täter. So entsteht ein merkwürdiger Historienbrei, ohne Differenzierung und konkretes Wissen. Opferarbeit bringt etwas Surreales in die Gesellschaft, und sie findet meist sehr isoliert statt. Das geht den Rest der Gesellschaft oft nichts mehr an. So bleiben die Abwehrmuster bestehen und spulen sich fort.

Für mich wird hier wieder eine Parallelität sichtbar, die sich auch nach '45 zeigt. Es gibt Betroffene, die sich nicht nur mit dem Erlebten beschäftigen, sondern auch fehlende gesellschaftliche Anerkennung und fehlendes Interesse aushalten müssen.

Es wäre wichtig, dass **Aufarbeitung** nicht nur an speziellen Jahrestagen stattfinden, sondern stärker etabliert und institutionalisiert würde. Die DDR-Geschichte sollte noch mehr noch in die Schulen, Ost wie West, wieder an die Unis, in die Medien, in die politische Öffentlichkeitsarbeit. Im Grunde sind doch immer alle Metadiskurse sofort vom Tisch, wenn es um die konkrete DDR geht. Der einzige Akt also, der für mein Dahalten vonnöten wäre, ist die Fakten über dieses Regime wahrzunehmen und anzuerkennen, vor allem in Bezug auf den Anfang der DDR bis zum Mauerbau. Diese Betrachtung ist im öffentlichen Bewusstsein nicht vorhanden. Die Bildwelt DDR fängt in den Medien meist erst in den siebziger Jahren an. Aber in den frühen Jahren liegt die Synapse zwischen den Biografien der Weimarer Zeit, des Nationalsozialismus und dem Terroranfang der DDR. Darüber hinaus wäre es wichtig, die Transformation des Schuldkomplexes in die politische Verantwortung der zweiten und dritten Generation zu analysieren, um sich über die

Gefühlserbschaften des Ostens klarer zu werden und ein Konzept zu entwickeln, das den Osten ins Zivilisatorische hin öffnen kann. Aktuell kippt er eher in einen Gewaltraum ab. Der war nie weg, aber er erfährt jetzt eine völlig neue Dynamik. Dafür brauchen wir ein paar Antworten.



Das Gedächtnis der Angst

Vom Schweigen in der Diktatur¹

Ines Geipel

I. HISTORISCHES

Seit 2009 gibt es ein Projekt der sogenannten ›Letztgeborenen der DDR‹ oder der ›Einheitskinder‹ – der jüngeren Ostdeutschen (zwischen 1975 und 1989 geboren), die dezidiert und öffentlich nach dem Erfahrungsraum DDR fragen. Johannes Staemmler, einer der Initiatoren dieser vehementen Identitätssuche, schreibt in seinem 2011 erschienenen Beitrag *Wir, die stumme Generation*: »Uns verbindet am meisten, dass wir keine Ahnung haben, was die eine Hälfte unserer Herkunft, nämlich die DDR, mit uns zu tun hat (...) Unsere Eltern verkriechen sich heute in schablonenhaften Erinnerungen. Sie berichten wenig und meist nur das, was ihnen heute kein Unbehagen bereitet. Sie wollen ihre gerade neu errungene Identität nicht gefährden. So erzählen sie auch ihr Leben, lückenhaft und verträglich. Sie sprechen vom Kollektiv, in dem sie gearbeitet haben. Oder von Montagsdemonstrationen und organisierten Ferienreisen. Erinnerungen werden nur bruchstückhaft weitergegeben, verdrängt oder vielleicht sogar vergessen.« (Staemmler 2011)

Dies ist ein lauter Ruf nach Verständigung, nach Klarheit, nach einem Gespräch zwischen den Generationen, um zu ermöglichen, mit der politischen und mentalen Biografie der DDR umzugehen, die offenkundig stumm gemacht hat. Die jungen Menschen sagen, dass sie sich dem Schweigen stellen wollen. Aber worüber sprechen wir, wenn wir vom Schweigen sprechen? Im besten Fall vom mentalen Immunsystem einer Gesellschaft. Intaktes Schweigen regelt die Distanzbeziehungen zwischen Menschen, besteht auf Diskretem und Intimem, auf Respekt, Schutz und Rücksicht. Respekt setzt voraus, dass Abstand genommen werden kann, sich separiert werden kann. Respekt und Distanz sind konstitutiv für eine Öffentlichkeit mit politischem Maß. Wo beides abhandenkommt, verfällt sie. Totale Distanzlosigkeit führt ins Totalitäre. Es gibt also ein gutes, ja sogar notwendiges Schweigen nicht nur im Privaten, sondern auch im Politischen. Es lässt eine Gesellschaft ein- und ausatmen.

[1]

Einzelne Abschnitte dieses Artikels wurden bereits 2014 im Buch *Generation Mauer* von Ines Geipel veröffentlicht.

Diktaturen setzen das intakte Immunsystem einer Gesellschaft gezielt außer Kraft und bilden Schweigegemeinschaften oder auch Schweigegesellschaften heraus. So auch in der DDR. »Das Auslöschen einer konkreten Wahrnehmung zugunsten einer Idee, in der man sich ansiedeln will«, schrieb Heiner Müller über die Seelenlähmung unter der kommunistischen Diktatur (Müller 1994). Der »große Sieg« wurde legitimiert, indem die kleinen Schritte, der Einzelne, moralische Intensität und konkrete Erfahrung geopfert wurden. Der Philosoph Peter Sloterdijk spricht von »Opferholismus«, bei dem »sich das wesenslose Einzelne für das wesentliche Ganze freudig vernichten lassen soll« (Sloterdijk 1987). Das Große und das Einzige. Wenn wir darüber sprechen, sprechen wir im Hinblick auf die DDR signifikant über die beiden Mordkatastrophen des 20. Jahrhunderts, den Nationalsozialismus und den Kommunismus, und dabei über zwei Epizentren der europäischen Ideologien- und Leidensgeschichte.

Erstes Kernschweigen. Einem Eid folgen, Gehorchen bis in den Tod: So sind deutsche Väter und Söhne in die beiden Weltkriege gezogen. 2,5 Millionen kamen aus dem Ersten Weltkrieg nicht zurück, hinterließen 600 000 Witwen und fast eine Million Halbwaisen. Wer zurückkam, schwieg über die Flut seiner grauenvollen Erinnerungen. 25 Jahre später hatte sich die Schreckensbilanz beinahe verdoppelt: 4,7 Millionen Gefallene, eine Million Witwen und 2,5 Millionen Halbwaisen. Die Ungewissheit über den Verbleib der Männer, Söhne, Brüder belastete die Nachkriegsfamilien zutiefst. Doch nicht nur jahrelanges Warten und Trauer, sondern auch die Heimkehr der physisch und psychisch Versehrten war traumatisch. Sie wurden zur mentalen Leerstelle der neuen Gesellschaften in Ost und West: fassungslos, verwahrlost, traumatisiert, schweigend.

Auf den »Zivilisationsbruch« durch den Nationalsozialismus folgte im Westen, wie der Historiker Gerd Koenen anmerkte, ein »Generationenbruch«, der als unausgetragener Konflikt fortdauernte (Koenen 2005). Die Nachgeborenen suchten die Auseinandersetzung mit den Eltern meist nicht direkt, sondern über politische Stellvertreter, als Extremfall im Terror der RAF oder in revolutionärer Ferne, im maoistischen China, in Kambodscha oder Palästina. Ein konkretes Bild darüber, was die Großväter, Väter oder Onkel im Krieg tatsächlich getan hatten, wurde von den Jungen meist nicht eingeholt, ja verweigert. Zu schmerzhaft, zu schambesetzt hockte

das Schuldmassiv Nationalsozialismus in den konkreten Familiengeschichten.

Im Osten Deutschlands formte sich aus dem Schuldvolumen der beiden Weltkriege das nächste kompakte Schweige-System. Dieses Schweige-System kommt aus einem Basisraum, der aktuell mit zahlreichen Büchern wie Sonja Friedmann-Wolfs *Im Roten Eis*, Sergej Lochthofens *Schwarzes Eis* oder Eugen Ruges *In Zeiten abnehmenden Lichts* erzählerisch aufgebrochen und intensiv diskutiert wird. Das erste Kernschweigen, nach dem sich die verschiedenen Schweigesysteme in der DDR in der Folge auszurichten hatten, handelt von deutschen Kommunisten, Stalins Terror und dem sowjetischen Gulag. Die *Komintern* schätzte die Zahl der Politemigranten in der Sowjetunion nach 1933 auf 40 000, davon waren 4700 deutsche KPD-ler. Im April 1938 wurden 70 Prozent von ihnen im sowjetischen Exil verhaftet. Das meint nur die registrierten Parteimitglieder. Wie die Forschung aufzeigt, gerieten viel mehr deutsche Kommunisten in die Fänge des NKWD. Die meisten der einfachen Parteimitglieder wurden nach Wochen und Monaten abgeschoben und an die Gestapo in Deutschland ausgeliefert. Für viele bedeutete das die Rettung. Die KPD-Parteiführung in Moskau jedoch wurde fast vollständig liquidiert. Stalin ließ mehr Genossen ermorden, die zwischen 1920 und 1933 dem obersten Gremium der KPD angehört hatten, als Hitler: im Ganzen 104 der 142 Politbüro- und ZK-Mitglieder. Führende Kommunisten, die den Nationalsozialisten in die Hände fielen, hatten somit mehr Chancen zu überleben, als die, die sich ins »Vaterland der Werktätigen« hatten retten können. 80 Prozent der im Großen Terror ermordeten Kommunisten und Kommunistinnen waren darüber hinaus Ausländer. Am Ende war die kommunistische Weltbewegung praktisch liquidiert.

Das Frappierende ist, dass diese wenigen Überlebenden zusammen mit den Kommunisten, die die KZs überlebt hatten, mit Kriegsende die politische Kerngruppe des neuen Staates DDR bildeten. 218 kamen zwischen 1945 und 1947 aus Moskau zurück. Sie waren ein eiserner Schweigeverbund. Nur drei Männer der Parteispitze hatten Moskau überlebt: Wilhelm Florin, Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht. Sie sangen heroische Loblieder auf die Sowjetunion und schwiegen ihr kommunistisches Eidschweigen: aus Verdrängung, aus Angst, der Karriere wegen oder aus Scham über den eigenen Verrat, ohne den die sowjetischen Jahre nicht zu überleben gewesen wären. Sie

waren Menschen ohne Vergangenheit, verschworene Schweiger. Ihr Großtrauma wurde zum Politikfundament der DDR. Alle wussten sie voneinander. Sie wussten, wer, wann, wie und unter welchen Bedingungen überlebt hatte, und wen Stalin hatte ermorden lassen. Wie regiert es sich damit?

Zweites Kernschweigen. Ein ähnliches Schweigegebot galt für die deutschen Kommunisten, die aus den KZs zurückkamen. Für ein emotionales Fundament des neuen Staates brauchte die Parteiführung nichts so sehr wie einen tragfähigen Heldenmythos – den vom deutschen Kommunisten als »Sieger der Geschichte«, und zwar als totales Opfer und moralischer Anwalt des endlich »besseren Deutschlands«. Für diese Idee wurde die hochambivalente Rolle der deutschen Kommunisten als »Kapos« in den Lagern auf gründliche Weise umgeschrieben. Fraglos waren die Kommunisten nach oft jahrelanger Verfolgung in den Lagern einer erbarmungslosen Extremsituation ausgesetzt gewesen. Es gelang ihnen allein, diese zu bestehen und in ihr zu überleben, indem sie sich eine komplexe Lagerhierarchie schufen. Unter den »diskreten« Parteibegriffen »Opfertausch« und »Kaderschonung« versteckte sich der vielfache Mord an Mithäftlingen unter der Vorherrschaft der Lager-SS. Dieses Kontrollsystem bedeutete tausendfache Morde, legitimiert durch den Parteauftrag; mit Gründung der DDR wurde es radikal kalkuliert zu einer Utopie umgebaut, zu jenem DDR-Antifaschismus, der den Gründungsmythos und das zentrale Nationalnarrativ des neuen Staates ergeben sollte. In ihm wurde insbesondere auch das Schicksal von sechs Millionen ermordeter europäischer Juden gelöscht, was eine erhoffte Identitätsgeschichte der DDR von vornherein absurd machte und die Ostdeutschen mit ihrem verdrehten Erinnerungsnarrativ über die Zeit hin hypnotisierte.

Die »Roten Kapos« von Buchenwald, etwa 700 Kommunisten, zogen nach 1945 Ost wie West in die kommunalen Verwaltungen ein. Nicht wenige aus dem Lagerleitungskern machten in der DDR große Politikkarriere. So Wilhelm Piecks Büroleiter Walter Bartel, der stellvertretende thüringische Ministerpräsident Ernst Busse, Erich Reschke als Gefängnis-Chef von Bautzen, oder Helmut Thiemann alias Rolf Markert, von 1954 bis 1981 Geheimdienstchef von Sachsen, der zumindest 1989 für die von ihm begangenen Kapitalverbrechen noch hätte angeklagt werden müssen. Er starb erst 1995.

Schweigen-Palimpsest. Es waren diese beiden zentralen Schweige-gesellschaften, die symbolisch und real das Großlager DDR bauten und es vom ersten Tag an um jene Achse gedächtnispolitischer Amnesie kreiseln ließen. Das war das angstvolle Herz des Opferstaates DDR. Doch auch ein falsches Herz schlägt. In diesem Fall so stark, dass es Millionen Ostdeutsche über fast vierzig Jahre hinweg in eine anhaltende Loyalität zum System DDR zwingen konnte. Wer sich mit dem Staat im Osten identifizierte, dem war ein reiner Opferstatus garantiert. Schuld? Gab es für hochbelastete Nazis. Sie wurden verurteilt. Kollektiv wurde die Schuld ausprojiziert. Wohin? In den Westen. Dieses Umbauprinzip war gleichzeitig das Angebot für alle nominellen Nazis und Mitläufer: Auf diese Weise wurden sie entlastet und zugleich angehalten, das »bessere Deutschland« mit aufzubauen. Noch im August 1949 hatte das SED-Zentralkomitee die Amnestie von NSDAP-Mitgliedern beschlossen. Ein Großteil von ihnen wurde umgehend zu Mitgliedern der neuen Machtpartei.

Das Schweigen, das sich durch jene großpolitische Kulissenschieberei über die gesamte DDR zog, wurde zum perpetuierenden Schweigen. Umdeuten, Nivellieren, Ausblenden, Vergessen: Das waren Angebote der neuen Macht. Sie wurden im Mehrheitsbewusstsein angenommen. Erzwungenes Schweigen und Wegschauen im politischen Raum, aber auch Schweigen in den Familien. Ein Schweigen, das dem Einzelnen erlaubte, dauerhaft »gut« – das heißt ohne Schuld – zu sein. Was macht das im Inneren? Wie arbeitet sich das in eine Biografie, in ein Familiengefüge hinein? Was für eine Gesellschaft ergibt das? Was erfuhren die Kinder der Männer, die an die Ostfront eingezogen worden waren, von dem, was ihre Väter in der Ferne gemacht hatten? Was hatten im Hinblick auf die »Generation Mauer« die Großväter in Riga, in Schirokoje oder Kamenez-Podolsk getan? Was erzählte etwa ein Onkel, wenn er nach dem Terror der frühen DDR-Jahre aus dem Zuchthaus Bautzen entlassen wurde? Wie lebte sich eine Familie in die DDR hinein, deren Sohn in den Anfangsjahren der DDR von den Sowjets verschleppt und in der Sowjetunion erschossen wurde? Wie ging es zu in belasteten Familien, mit der Pistole eines hauptamtlichen Stasimajors im Wäscheschrank oder den Mehrfachlegenden eines Westagenten aus der Hauptabteilung IV? Wie konnte man da nicht schweigen? Wie viel konkretes Sprechen hat seit 1989 in den ostdeutschen Familien realiter dazu stattgefunden, ja stattfinden können?

Neben den beiden politisch maßgebenden Schweigegesellschaften – der Moskauer- und der KZ-Überlebenden und dem gelöschten Holocaust – kamen in der DDR neue Schweigeräume hinzu. Von 1945 bis 1990 verließen 4,6 Millionen die Sowjetische Besatzungszone und die DDR. 75 000 Menschen wurden wegen Republikflucht verhaftet. Wer im Land blieb, lebte ab 1961 hinter Mauern. Die größte Gruppe, die dieses Schweigeverdikt traf, waren die über vier Millionen Vertriebenen. Im Jahr 1950 war das jeder vierte Ostdeutsche. Auch die Geschichte der 700 000 Sozialdemokraten, deren Partei 1946 zwangsvereint wurde, unterlag dem Tabu. SPD-ler, die sich der Politfinte widersetzen, wurden denunziert und ausnahmslos verfolgt. Zeugen Jehovas und Juden, die vor staatlichem Antisemitismus flohen, sahen sich fünf Jahre nach Kriegsende erneuten Zugriffen und politischen Drangsalierungen ausgesetzt. Und was passierte dort, wo die Neuerungen und Besserungen des Arbeiter- und Bauernstaates Einzug halten sollten, in den Fabriken und auf dem Land? Trotz Verlockungen und Druck waren bis 1958 weniger als die Hälfte der 800 000 Einzelbauern genossenschaftlich geworden. Zwei Jahre später hatte man die restlichen 450 000 Gehöfte in die LPGs gepresst. Dem kollektiven Masterplan wurden komplette Familien und damit mindestens zwei Millionen Menschen ausgesetzt. Darüber hinaus überlebten 120 000 die NKWD-Speziallager, Zehntausende verschleppte man in die Sowjetunion, weit mehr als 200 000 politische Häftlinge saßen in ostdeutschen Zuchthäusern, dazu kamen die Jugendwerkhöfe, die Spezialheime. Aber wie lebten diese Vielen mit ihren Schrecken? Wie lebten ihre Familien? Wie sollte nach solchen Erfahrungen ein unbelastetes Verhältnis zur DDR noch möglich sein?

Mit dem Mauerbau hatte sich die DDR vor aller Welt verschlossen und wurde einmal mehr ein leises Land, das vor allem an den eigenen Referenzräumen nach innen baute und sich vom Schweigen der frühen Terrorjahre abzukoppeln versuchte. Insofern stand die Mauer nicht nur vertikal, sie legte sich auch wie eine Betondecke quer über das ganze Land. Nach Krieg und Bunkernächten, nach Flucht und Enteignung, war es nur zu verständlich, dass das durchgeschüttelte Ostdeutschland um Normalität rang und sich nach einem vorhersehbaren Alltag sehnte. Die Mehrheit richtete sich ein. Die Sehnsüchte blieben. Natürlich gab es einen Alltag, es wurden Kinder geboren, es wurde geheiratet, geliebt, in den Urlaub gefahren, am Haus oder im Garten gebosselt. Im gerade noch Zugelassenen war privates Glück

Mit dem Mauerbau hatte sich die DDR vor aller Welt verschlossen und wurde einmal mehr ein leises Land, das vor allem an den eigenen Referenzräumen nach innen baute und sich vom Schweigen der frühen Terrorjahre abzukoppeln versuchte. Insofern stand die Mauer nicht nur vertikal, sie legte sich auch wie eine Betondecke quer über das ganze Land.

umso intensiver, es gelang unter den widrigsten Verhältnissen Erstaunliches, ja Enormes. Natürlich saß, trank, schlief, sprach man; kurzum, man lebte miteinander. Dennoch dürfte das Reden und Schweigen in der Familie eines Militärstaatsanwalts ein anderes gewesen sein als in einer Familie, in der die Mutter oder Tante aus dem Zuchthaus Hoheneck zurückgekehrt waren.

II. INTIMSCHWEIGEN

»Es kann niemandem entgangen sein, dass wir überall die Annahme einer Massenpsyche zugrunde legen, in welcher sich die seelischen Vorgänge vollziehen wie im Seelenleben eines einzelnen«, sagt Sigmund Freud und zieht darin eine Parallele zu Carl Gustav Jungs »kollektivem Unbewussten« (Freud 1913). Wie sich ein politisches Schweigesystem in ein persönliches Schweigen verlängert, hat ohne Frage mit der Angst zu tun, die im Inneren einer jeden Diktatur tickt. Dabei war die DDR-Angst ja keine Katz- und Maus-Spiel-Angst, keine Angst von Fall zu Fall. Sie hatte etwas Unfixierbares, das in der Lage war, ein ganzes Land zu durchsetzen. Es war eine Angst, die Zugriff und Regie führte, deren Grammatik das, was gelebt werden durfte und gelebt werden konnte, in eine andere Physis zwang. Das, was in ihrem System atmete, atmete mit ihr und durch sie. Was sprach und schwieg, kriegte es mit den Nerven zu tun. Inkohärenzen des Sinns, der Zeit und des Raumes bedingen so eine Notgemeinschaft, die auch Ängste des eigenen Denkens vor dem, was es begreifen könnte, hervorruft. Sie macht halt vor der Logik des Sinns, der Gedanken, eines klaren Gefühls; sucht Schlupfwinkel, geht Umwege, tappt in Sackgassen, macht sich fremd, verbirgt, maskiert, verpuppt, verkapselt sich. Schweigen wird auf diese Weise zur Metapher für ein Gedächtnis der Angst.

Als Symbolgeschichte für dieses Intimschweigen will ich hier zwei Schicksale vorstellen: von Friedrich Puhlmann, Jahrgang 1931, und Charlotte Lehmann, Jahrgang 1921. Einer der letzten Tage des Zweiten Weltkrieges, der 29.4.1945, in Zieko, einem kleinen Ort zwischen Wittenberg und Dessau, unweit der Elbe. Die Apfelbäume blühen, und auch der Flieder. Auf der Dorfstraße ein Zug ausgehungelter KZ-Häftlinge, aus der anderen Richtung eine Häftlingskolonne aus dem Coswiger Gefängnis. Dazu Menschen auf der Flucht vor der anrückenden 1. Ukrainischen Armee und der nahenden 9. US-Armee. Verwundete, Evakuierte, Zwangsarbeiter, versprengte

Wehrmachtssoldaten und SS. Vom Westen also die Amerikaner, vom Osten die Sowjets, im Raum dazwischen das Chaos. Zieko ist übervoll. Allein 1000 deutsche Soldaten, heißt es später, seien an diesem Tag im Dorf gewesen, in dem zu Friedenszeiten 250 Leute leben. In der Kirche die SS, in den Scheunen Zuchthäusler, beim Bauern Puhlmann eine Abteilung des deutschen Generalstabes und ein Sprengkommando für die Autobahnbrücken ringsum. Am Morgen des 29.4.1945 schickt die US-Armee den Dübener Bürgermeister als Parlamentär nach Zieko, doch die Generalstäbler lehnen die kampflose Übergabe des Dorfes ab. Daraufhin wird der Ort von Panzern beschossen, drei Scheunen brennen, eine Schafherde irrt über die Dorfstraße, Fuhrwerke rasen aus dem Ort, die Ziekoer verkriechen sich. Der Sonntag bekommt etwas Apokalyptisches.

Der 13-jährige Friedrich Puhlmann läuft zu Lotte, zu Charlotte Lehmann. Sie ist Jungbäuerin. Sie kommt von außerhalb und wohnt im Haus gegenüber. Beide wollen etwas tun, den Ort vor dem Untergang retten. Sie entscheiden sich, den Amerikanern mit einer weißen Fahne entgegenzulaufen. Das Bettlaken vor sich in die Höhe haltend, stapfen die beiden über die Wiesen hinterm Haus. Die Rettungsszene macht schnell die Runde. Sie werden denunziert. Ein SS-ler mit Maschinenpistole im Anschlag stürzt den jungen Befreier hinterher und eröffnet das Feuer. Fritz Puhlmann und Charlotte Lehmann werden schwer verwundet. Sie sterben noch in der Nacht.

Für Zieko wird der Tod der beiden zum historischen Schlüsseldrama. Auch in anderen Familien bleibt mit dem 29.4.1945 die Zeit stehen. Die US-Truppen verlassen den Ort am Morgen des 30. April, nur nach wenigen Stunden; einen Tag später treffen die Sowjets ein. Die Puhlmann-Schwester verstecken sich aus Angst vor Vergewaltigung auf dem Dachboden. Ihr Bruder wird am 1.5.1945 beerdigt. Sie sind nicht dabei. Nur der siebenjährige Bruder wird Zeuge der Beerdigung. Wie hat er den sinnlosen Tod des Älteren erlebt? Die Tradition sieht vor, dass er nun Hoferbe wird. Will er das? Das Brudererbe, er nimmt es an, verkapselt es in sich, trägt es mit sich herum und schweigt es aus, weil es ausgeschwiegen werden muss.

Denn Friedrich Puhlmann, der sein entschiedenes Herz mit dem Leben bezahlt hat, kann kein DDR-Held werden. Er wollte den Ort an die Amerikaner übergeben, und damit an Sieger, die im Grunde über Nacht zu neuen Feinden werden. Sein Schicksal steht unter striktem Erinnerungsverbot. Ein Zuwider ist undenkbar. Zwar bleiben die

beiden mit der weißen Fahne in Zieko 40 DDR-Jahre lang im Binnengedächtnis des Ortes (auch im Pfarrhaus hängen zwei Fotos), aber ein öffentliches Trauern oder Erinnern ist ausgeschlossen. »Zivilen Widerstand gegen den Nationalsozialismus hat es keinen gegeben. Befreier sind allein die ruhmreichen Sowjetarmisten, sonst niemand.« Daran hat man sich zu halten. Und man hält sich daran. Ein Umgang, der zur Folge hat, dass die beiden Retter zwar unter dem allgemeinen Opfer-Signum in das kommunikative Gedächtnis des Dorfes ein gemeindet werden, aber ihre klare und mutige Entscheidung darin gänzlich gelöscht wird. Und auch die Tode bleiben ungeklärt. Denn was war tatsächlich am 29.4.1945 in Zieko geschehen? Wer hat denunziert? Wer ist der Mörder? Fragen, die sich die Folgegenerationen in den betroffenen Familien fast 70 Jahre später noch immer stellen, und die unbeantwortet bleiben müssen. Es gibt niemanden mehr, der darüber Auskunft geben kann. Der Augenblick Null bleibt eine eingekapselte psychische Wunde.

Die Nichte von Friedrich Puhlmann, Gerit K.-Decke, Jahrgang 1968, berichtet von Bruchstücken und Auslassungen in der Familie. Es habe nie eine kontinuierliche Erzählung über den Tod des Onkels gegeben. Wenn gesprochen wurde, dann verschämt, verdrückt, unklar, auszugsweise. Sie sagt, der unerlöste Tod des Onkels habe der Familie den Weg in die nächste Diktatur gebahnt. Im Grunde sei es immer um dieselbe Angst gegangen: Wenn du dich aus dem Fenster hängst, bezahlst du es unter Umständen mit dem Leben. Eine Angst, die konform machen musste, die jedes Aufbegehren niederhielt, die das Leben aufs Funktionieren eichte und die den Vater früh in die LPG eintreten ließ. Eine Angst, die da war wie das Wetter.

Der Vater, der Jüngste der Puhlmanns, wird Rinderzuchtmeister und staatlich geprüfter Landwirt. Fürs Melken muss er nachts um halb drei Uhr aufstehen, kein Wochenende, 17 Tage Urlaub im Jahr, Schichtbetrieb und ein Monatslohn von 200 DDR-Mark. Gearbeitet wird rund um die Uhr. Aber die Puhlmanns sind auch eine Instanz im Dorf. Da geht man hin, wenn es Ärger im Stall gibt, wenn ein Storchennest her muss, wenn's ums Sterben geht: Der Vater leistet als Vorsitzender des Gemeindekirchenrats Beistand. Das ist Familie nach außen. Familie nach innen heißt auch eine Gemeinschaft, die das Trauma schützt und die Angst verriegelt. Die Nichte Gerit orientiert sich als Mädchen am Ungesagten. Sie umkreist den Tod des Onkels, über den nicht gesprochen werden darf, als hätte sie einen eigens für

sie gemachten Geigerzähler in der Hand. Der Augenblick Null – es ist ein Teil ihrer Identität, nur kennt sie die Geschichte noch nicht, die ihre eigene im Beschweigen bestimmt.

Schweigen in Schichten. Die Vergessenspolitik der zweiten deutschen Diktatur hat einen doppelten Bruch: Sie handelt zum einen von der »Unfähigkeit zu trauern«, zum anderen aber auch von der verhinderten Möglichkeit zu trauern. Aber was liegt unter diesem verordneten Machtschweigen? Was passiert im Einzelnen? Die Schweigeordnung einer Diktatur hat etwas Unhintergebares und Hermetisches als ihr ungeschriebenes Gesetz. Es ist ein Existential-Artefakt, mit tausenden Ein- und Ausgängen, verschiedenen Oberflächen, kolossal Widersprüchlichem, mit Nicht-Orten, also Unerzählbarem. Eine Gedächtnis-Verwirrung, die umso kompakter und undurchsichtiger wird, je länger eine Diktatur dauert. 40 Jahre sind viel Zeit. Ein mimetischer Bau, ein Labyrinth, das zugleich auf einer offenkundig unverrückbaren Hierarchie besteht.

Aber wie kann man öffentlich über ein ideologisches und moralisches Intimschweigen sprechen, das unter dem verordneten Machtschweigen liegt? Versuchten wir es, ginge es um Selbstschuld und Scham, um Eigenanteile, Lanciertes und Selbstgesteuertes, um eine schuldlose Schuld, die jedoch zu einer erheblichen psychologischen Erbmasse nach der DDR geworden ist. Dann sprechen wir von einem Schweigen, das nicht offenbart wird, weil man sich einem zeitgenössischen Wertesystem gegenüber vollkommen schutzlos zur Verurteilung und Schmähung ausgeliefert sähe, sogar innerhalb der eigenen Familie. Dann sprechen wir von einem Schutzschweigen, das sich nicht abfordern lässt, vor allem deshalb nicht, weil das gesellschaftliche Klima nicht dafür da ist. Dann sprechen wir von einem Konflikt, der sich nicht nur vor den äußeren Wertesystemen versiegelt, sondern auch mit dem viel komplizierteren Konflikt des eigenen Totemsystems kollidiert.

Erst mit dem Jahr 1989 wurde es möglich, dass Ostdeutsche, so sie wollten, die toxische Wirkung des Schweigens in der DDR in den Blick nehmen konnten. Sie stießen auf Risse, Kapseln und Depots ineinandergeschobener Traumata, auf ein Amalgam aus Schrecken, Gewalt und Verdrängung, das zu einer ganz eigenen Erzählung gebundener Transmissionsenergien verschiedener Generationen in der Geheimsprache des Unbewussten geworden war, die die Kinder und

Kindeskinder zu stillen Containern von Geschichte gemacht hatte. Der Schriftsteller Imre Kertész schreibt über das essentiell Kompakte dieser Existenz und sein oft beunruhigendes Danach: »Denn das ist die große Magie, wenn man so will, das Dämonische: dass die totalitaristische Geschichte unsere ganze Existenz fordert, uns aber, nachdem wir sie ihr restlos gegeben haben, im Stich lässt, einfach, weil sie sich anders, mit einer grundlegend anderen Logik fortsetzt. Und dann ist für uns nicht mehr begreiflich, dass wir auch die vorhergehende begriffen haben, das heißt, nicht die Geschichte ist uns unbegreiflich, sondern wir begreifen uns selbst nicht.« (Kertész 2003)

Dabei geht es insbesondere um ein Schweigen, das politisch gemacht worden ist und nach 56 Jahren Diktaturerfahrung im Osten Deutschlands noch immer nicht aufgebrochen ist. Jedes Schweigen trägt sein Schweigen in sich, ein ausgeschlossenes Innen, das eine eigene Dramaturgie entwickelt, welche die intimen Positionen untereinander in Bewegung setzt und in Bewegung hält, um zu isolieren, zu schützen, zu verbergen, zu bewahren. Aber stehen diese Tiefenablagen, dieses Schweigen in Schichten, nicht synonym für die Identitätsschwäche vieler DDR-Biografien? Ist das Nicht-Wahrnehmen und vor allem Alleinlassen in dieser Kollision vielfach verdrehten Schweigens nicht oft genug die Ursache für die inneren Abwesenheiten vieler?

III. ENTSCHEWIGEN

Der schwierige Prozess des Entschweigens. »Die Sprache verwirklicht, indem sie das Schweigen bricht, was das Schweigen gewollt und nicht erreicht hat«, sagt Merleau-Ponty und koppelt diesen Weg somit unmittelbar ans Wort (Merleau-Ponty 1994). Aber wie steht es damit? Ist die Nachgesellschaft im Osten 25 Jahre nach dem Mauerfall ihr Schweigen losgeworden, sind die Hypothesen geklärt? Was ist mit all dem beschwiegene Leben, dem Nichtwahrgenommenen, Ausgeblendeten, Ungehörten? Was mit der verleugneten DDR und ihrem Gegengedächtnis, das ins erneute Schweigen absickerte? Warum besteht noch immer eine seltsame Konfusion zwischen der DDR als »Konsens-Diktatur«, als »sozialistischem Projekt«, als einer »durchherrschten Gesellschaft« oder dem »Märchen DDR«? Wieso gelingen uns keine Trennschärfen? Wieso hängt die Rezeption der DDR bis auf Weiteres so in der Luft?

Der Kulturwissenschaftler Jan Assmann hat in seinem Buch *Das kulturelle Gedächtnis* von 1992 argumentiert, dass Erinnerung stets ein von Eliten betriebenes soziales Training sei, die Einigung auf einen Kanon. Damit geht es auch im Hinblick auf das Erbe der DDR klar um Deutungshoheiten. Unter diesem Aspekt gibt es mindestens zwei Interessenslinien, die die aufdringliche »Homöopathisierung« der DDR-Geschichte im Auge haben und mal über bewusste Politik, mal durch mentales Apriori protegierten.

Da sind zum einen die alten Tätereliten im Osten, die sich aufgrund der fehlgeschlagenen juristischen Aufarbeitung der DDR gründlich reorganisieren und eine neue Klientel generieren konnten. Trotz Todesurteile, trotz Hunderter Grenztoter, trotz Abertausender politischer Häftlinge, trotz Willkür und Repression sind nach 40 Jahren DDR lediglich 23 Personen zu Haftstrafen zwischen drei und 10 Jahren verurteilt worden.

Auch die akademischen Eliten des Westens spielen hier eine Rolle, die anhaltend über die erste deutsche Diktatur nachgedacht und geforscht haben und, wie Karl Heinz Bohrer (2003) festhielt, damit »eine zweite Haut bundesrepublikanischen Bewusstseins« geformt haben. Der Publizist meint eine Moralistik, die sagen will: »Das Gute hat sich durchgesetzt, das Böse ist gebannt«. So aber entstehe, schreibt er, »kein eigentlicher Gedächtnisraum, sondern eine neurotisch wirre Zone. Denn Gedächtnis liegt nur vor, wo es ein Gedächtnis von vielem gibt«. Der Holocaust als Bewusstseinshaut der Bundesrepublik. Bei aller Singularität und allem Grauen ein wirksames Stereotyp, um sich den konkreten Schmerz der Opfer beider deutscher Diktaturen fremd zu halten. Kann sich eine republikanisch gewachsene Kultur eine historische Deckerzählung dieser Brisanz leisten? Nein, aber sie tut es.

Dass die DDR als Fußnote der Geschichte erklärtermaßen nicht zum nationalen Erbe gehört, ist in diesem Hegemonial-Narrativ gesetzt. Sie war zu klein, zu wenig monströs. Die historischen Messen sind mithin gesungen. Zudem hat Deutschland längst andere Probleme. Die Welt hat sich gedreht und ist schlichtweg woanders. Die Deutschen sind nach mehr als 50 Jahren Schuldkultur von Mitscherlichs *Unfähigkeit zu trauern* über Antonia Grunenberg's *Lust an der Schuld* endlich wieder »normal« geworden. Niemand habe so vorbildlich, so selbstquälerisch, so emsig erinnert und aufgearbeitet wie sie. Deshalb sei jetzt Zeit für einen gelassenen Patriotismus, für eine »neue

Lust an der Unschuld«. Und was die angeht, kann keine historische Fußnote und kein Schweigesystem Ost in die Quere kommen.

Was jener doppelten Vergessenspolitik außerdem zuarbeitet, ist unsere medialisierte Erregungsgesellschaft, die Respekt und Distanz zur Beliebigkeit erklärt. Das Spektakel ist leichter konsumierbar als die tägliche Arbeit am Vertrauen. Opfer, Täter? All das scheint zunehmend egal. Ein Zustand neuerlicher Hypnose. Der Abgrund der Geschichte ist ein schweigender Raum.

III

LITERATUR

Jan Assmann 1992 | *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* | Beck | München.

Bohrer, Karl Heinz 2003 | *Ekstasen der Zeit. Augenblick, Gegenwart, Erinnerung* | Carl Hanser Verlag | München/Wien.

Freud, Sigmund 1913 | *Totem und Tabu* | In: Hugo Heller | Wien.

Friedmann-Wolf, Sonja 2013 | *Im Roten Eis. Schicksalswege meiner Familie 1933-1958* | Aufbau Verlag | Berlin.

Grunenberg, Antonia 2001 | *Die Lust an der Schuld. Von der Macht der Vergangenheit über die Gegenwart* | Rowohlt Verlag | Berlin.

Kertész, Imre 2003 | *Die exilierte Sprache. Essays und Reden* | Suhrkamp Verlag | Frankfurt a. Main.

Koenen, Gerd 2005 | *Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus* | S. Fischer Verlag | Frankfurt a. Main.

Lochthofen, Sergej 2012 | *Schwarzes Eis. Der Lebensroman meines Vaters* | Rowohlt Verlag | Reinbek.

Merleau-Ponty 1994 | *Das Sichtbare und das Unsichtbare* | In: Lefort, Claude (Hg.) übers. von Regula, Giuliani / Waldenfels, Bernhard | Fink | München.

Mitscherlich, Alexander / Mitscherlich, Margarete 1967 | *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens* | R. Piper & Co. | München.

Müller, Heiner 1994 | *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen* | Köln.

Ruge, Eugen 2011 | *In Zeiten abnehmenden Lichts. Roman einer Familie* | Rowohlt Verlag | Reinbek.

Sloterdijk, Peter 1987 | *Koper-nikanische Mobilmachung und ptolemäische Abrüstung* | Suhrkamp Verlag | Frankfurt a. Main.

Staemmler, Johannes 2011 | *Wir, die stumme Generation* | In: ZEIT online. 18.08.2011. <http://www.zeit.de/2011/34/S-Generation-Ost> (20/02/2016)



AUSBLICK

Zwischen Generationen:

Wirkungsgeschichte des Nationalsozialismus und familienbiographische Reflexion der Enkel*innen-Generation in Form einer mehrjährigen Intervisionsgruppe

Marina Chernivsky

Kriege und Gewalt beschädigen nicht nur den einzelnen Menschen, sondern das gesamte Kollektiv, welchem er sich an- oder zugehörig fühlt. Die Geschichte des Nationalsozialismus ist folglich nicht nur eine individuelle, sondern auch eine kollektive Angelegenheit. Sie ist bis heute nicht überwunden und übt über ihre Weitergabe – Tradierung – einen Einfluss darauf aus, wie sich Einzelne und gesamte Gruppen politisch positionieren. Der vorliegende Artikel geht auf die transgenerative Wirkungsgeschichte des Nationalsozialismus ein und stellt ein mehrjähriges Intervisionsprojekt zur Reflexion und Bearbeitung der eigenen Familiengeschichte zur Diskussion.

ZWISCHEN GENERATIONEN

In welcher Weise gehen die kollektive Geschichte und die Familienvergangenheit ineinander über? Wie kommt es dazu, dass die nicht persönlich erlebten Eindrücke und Beteiligungen weitergereicht werden? Was genau wird da weitergegeben: die Schuld, das Unbehagen, das Trauma? Welche Emotionen, Tabus, Loyalitätskonflikte oder auch Aufträge gehen damit einher, und welchen Einfluss üben sie heute noch auf Identität und Biographien von unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen aus?

Zeitlich gesehen ist der Nationalsozialismus ein relativ kurzer Abschnitt. Biographisch betrachtet hat dieser historische Zeitraum Folgen und Spuren hinterlassen, die am Körper, in der Psyche und im Gedächtnis der Nachkommen bis heute nachwirken. Es wird zunehmend sichtbar, dass die traumatischen Erfahrungen der Opfer sowie die verschwiegenen Taten der Täter den psychischen Binnenraum ihrer Nachkommen besetzen und Gefühle wie Angst, Wut, Schuld und Scham nach sich ziehen (vgl. Moré 2009).

Eine *immaterielle Erbschaft* bezieht sich zunächst auf die Tradierung von Erlebnissen, familialen Erzählungen, kulturellen Bedeutungszusammenhängen und Bewertungen. Dabei geht es nicht nur um explizite – bewusste und lehrbare – Inhalte, sondern auch um implizite Lebenshaltungen, Gefühlsgehalte und Einstellungen. 1913 bringt Sigmund Freud zum ersten Mal den Begriff ›Gefühlserbschaften‹

mit einer indirekten Weitergabe von Erfahrungen und Emotionen in Verbindung. Dabei geht es weniger um eine bewusste Übertragung von »stolz machenden Erfolgen und errungenem Wissen«, sondern eher um die Transmission von entwerteten Erlebnisdimensionen, welche durch die beteiligte Generation verdrängt, verleugnet oder so kodiert werden, dass sie nicht mehr erkennbar sind. Erlebnisdimensionen, die aufgrund ihrer traumatischen Qualität (psychisch) nicht integrierbar sind, werden abgespalten und als ambivalente (verschlüsselte) Botschaften weiterermittelt (vgl. Rosenthal 2007; Bar-On 1997). Letzteres gilt im Übrigen vielmehr für die Täter, die ihre Täterschaft verbergen wollen oder müssen, als für die Opfer, die mit den Konsequenzen der gegen sie angewendeten Gewalt lebenslang zu kämpfen haben (vgl. Moré 2009). Das Trauma der Verfolgung wird zum Beispiel durch die Überlebenden an ihre Kinder und Enkelkinder übertragen, ohne dass den Nachkommen möglich ist, diesem Erbe vollständig zu entrinnen. Auch die *Täterschaft* – die Beteiligungen am oder Duldungen von Nationalsozialismus – wird auf die unbeteiligten Kinder unerbeten weitergegeben. Um dieser Übertragung zu entgehen, wählen die Nachkommen oft die Strategie der Verleugnung und Verharmlosung, nehmen aber die von den Eltern abgewehrten Gefühle an (vgl. Bar-On, 1997; Moré 2016). Wer mit überwältigenden Erinnerungen, aber auch mit versteckten oder widersprüchlich erzählten Geschichten aufgewachsen ist, kann von Geschichten beherrscht werden, die der eigenen Bewusstwerdung vorausgegangen sind. Damit stellt sich auch die Frage, was Generationen der Täter- und Opferfamilien voneinander unterscheidet, was sie verbindet, und welche Rolle dabei die bewusste wie unbewusste Tradierung spielt (vgl. Lohl / Moré 2014).

Die Fortwirkung von *Gefühlserbschaften* in der zweiten und dritten Generation wird durch psychoanalytisch fundierte Forschungen und therapeutische Analysen gut belegt. Das Phänomen der transgenerationalen Weitergabe ist inzwischen auch Gegenstand der breiteren sozialwissenschaftlichen Forschung: Die verstärkte Aufmerksamkeit für dieses Phänomen wurde dadurch geweckt, dass mit den massenhaften traumatischen Schicksalen des ersten und insbesondere des zweiten Weltkrieges und durch die millionenfache Verfolgung und Vernichtung von Menschen im Nationalsozialismus auch die Folgen dieser transgenerationalen Vermittlung mit solcher Häufung auftraten, dass sie nicht mehr zu übersehen waren. (vgl. Moré 2009)

POSTMEMORY ALS RAHMENKONZEPT

Als Lida, die ältere Schwester meiner Mutter, starb, habe ich begriffen, was das Wort ›Geschichte‹ bedeutet. Geschichte ist, wenn es plötzlich keine Menschen mehr gibt, die man fragen kann, sondern nur noch Quellen. Was mir blieb: Erinnerungsfetzen, zweifelhafte Notizen und Dokumente in fernen Archiven. Statt rechtzeitig Fragen zu stellen, hatte ich mich am Wort ›Geschichte‹ verschluckt. Ich fühlte mich der Geschichte ausgeliefert. (Petrowskaja 2014, 30)

Die Wahrnehmung der Gegenwart ist häufig geprägt durch Vergangenheiten, die wir nicht selbst erlebt haben. Das Konzept von ›Postmemory‹ veranschaulicht das Nacherleben – die Reaktion – der Nachkommen auf die Erfahrungen der vorangegangenen Generation, welche von ihnen nicht direkt erfahren wurden, aber trotzdem präsent sind. Der Begriff der sogenannten Nach-Erinnerung geht auf die Kulturwissenschaftlerin Marianne Hirsch zurück. Sie entwickelt dieses Konzept anhand eigener Erfahrungen sowie unter Auswertung literarischer und künstlerischer Darstellungen des Phänomens der ›fremden Erinnerung‹. Damit beschreibt sie die Übernahme traumatischer Inhalte durch die Nachfahren der Shoah-Überlebenden, so dass sie die weitergegebenen Erfahrungen der (Groß-)Eltern als eigenen Erinnerungen wahrnehmen. Dennoch geht es laut Hirsch nicht um eine *ein-zu-eins Übernahme*, sondern um eine höchst individuelle Aneignung historischer Sinn- und Bedeutungsmuster. Die Erinnerungen an einschneidende, traumatische Erlebnisse bleiben also auch bei den Nachkommen lebendig und können die Gegenwart derer kennzeichnen, die diese Ereignisse selbst nicht erfahren haben. Durch implizite wie auch explizite Aufträge in Form von Bildern, Erzählungen, Auslassungen, Objekten, Verhaltensweisen und Affekten können zeitgeschichtliche Ereignisse als ›haunting postmemories‹ (vgl. Hirsch 2012) von der Nachfolgegeneration in ihren Gedächtnisraum eingenommen werden. ›Postmemory‹ bedeutet also eine Verbindung in die Vergangenheit durch Imagination, Projektion und nachempfindende Konstruktion. So kann der eigene Lebensfluss durch traumatische Bruchteile von Ereignissen geformt werden, die jedes Verstehen übersteigend und sich der (Be)Sprechbarkeit noch immer entziehen.

Die umgebende Gesellschaft bildet zusammen mit der Familie als Projektions- und Gedächtnisraum eine wichtige Erzählgemeinschaft, in welcher sich die Aneignung von Wissen und Erfahrungen

in Widerspruch und Zustimmung ereignet. Sind die zentralen Erzählungen dieser Gemeinschaft belastet oder beschwiegen, können diese durch die Nachkommen als irritierend, brüchig oder gar traumatisch erlebt werden. Die These der (emotionalen) Erbschaft trifft auf alle (kollektiven) Einschnitte von Kriegen und Genoziden zu. Im Fall der Aufarbeitung des NS durch die Nachkriegsgesellschaft hat das (Ver-)Schweigen der Mehrheit bei den Kindern deutliche Spuren hinterlassen. Anstatt das Ausmaß des Verbrechens anzuerkennen, nahm die erste Generation ihren Kindern gegenüber die Position der Rechtfertigung ein und gab ihren Nachkommen ihre abgewehrten Schuldgefühle weiter. Durch die kollektive und demzufolge auch familiäre Verleugnung der Geschehnisse in Dritten Reich sind deren Folgen stumm bzw. unerkant blieben (vgl. Mitscherlich 1967). Das Sprechen über den Krieg im Allgemeinen und nicht vom Völkermord im Einzelnen in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriegsende hat unter anderem dazu beigetragen, dass die Einordnung des Holocaust für die Kinder zu einem Schritt geworden war, den sie ganz alleine gehen mussten. Durch die Verschwiegenheit der individuellen Verstrickung sowie Anerkennung der kollektiven Verantwortung entstanden tiefe Löcher im Familiengedächtnis – tabuisierte Anteile der eigenen Lebens- und Familiengeschichte, Leerstellen oder auch Konfliktfelder – an welchen die Kinder nicht rühren durften (vgl. Ottmüller 2015). Auf diese Weise wurden Kinder der verstrickten Generation zu unbewussten und ungewollten Erben der elterlichen Vergangenheit und übernahmen so auch ihre unveränderten Praktiken der Abwehr (vgl. Moré 2013). Im Ergebnis traten diffuse Schuldkonstruktionen, Loyalitätskonflikte, Selbstentfremdungen und gar Täter- und Opferumkehrung auf. Mehr noch – der Auftrag, den Nationalsozialismus im Kern zu überwinden, hat sinnwidrig dazu geführt, einen radikalen Bruch mit all den Themen anzustreben, die belastet sind. Dies diente als Abwehr der eigenen Gefühlsambivalenz bezogen auf den Nationalsozialismus und die vermuteten oder verleugneten Mittäterschaften in den eigenen Familien.

Das Verdrängen einer offensichtlichen Verbindung zur Wirkungsgeschichte des Nationalsozialismus ist eine der wenigen Brücken im Opfer- und Tätergedächtnis, trotz all ihrer Unterschiede. Neben den Erkenntnissen der Holocaust-Forschung über die lebenslangen Auswirkungen der systematischen Verfolgung und Vernichtung wurden seit Mitte der sechziger Jahre auch Nachwirkungen für die

Nachkommen in den Blick genommen (vgl. u. a. Rosenthal 1997; 2002). Das Bild des »Zeittunnels« (Kestenberg 1995) veranschaulicht die subversive Wirkung der Traumatisierung. Es geht um die Unfähigkeit der Kinder, an die Sinnkonstruktion der Lebensgeschichte ihrer Eltern anzuknüpfen. Oft verstehen die Nachkommen nicht, von welchen Motiven sie getrieben werden, wessen Affekte und Teilgedanken sie reproduzieren und woher das diffuse Unbehagen kommt (vgl. Moré 2016). Die psychischen Generationsgrenzen werden zerstört, und das subjektive Gefühl des Zeitfortschritts als Realitätsprinzip untergraben. Dadurch wird es fast unmöglich, an die Zeitlinie der Eltern anzuknüpfen und die lebensgeschichtliche Kontinuität der eigenen Familie herzustellen. Die Kontinuität ist jedoch ein immanentes Grundbedürfnis und ein Pfeil der Identität, dessen Wiederherstellung immer aufs Neue versucht wird (Assmann 2005, 94-95).

FAMILIENBIOGRAPHISCHE REFLEXION IN FORM EINER MEHRJÄHRIGEN INTERVISIONSGRUPPE

Wie wurde die Geschichte des Nationalsozialismus in meiner eigenen Familie thematisiert und aufgearbeitet? Welche Botschaften und Aufträge gingen damit einher? Welche Spuren familiärer Erzählungen zum Nationalsozialismus lassen sich in meinem heutigen Selbstverständnis rekonstruieren? In welcher Weise entfalten diese Tradierungen eine Bedeutung in meinem Berufsfeld und ganz konkret in meiner täglichen Arbeit?

Setting

Diese Fragen standen im Zentrum eines Projekts, das sich dem Thema der Weitergabe zwischen den Generationen angenommen hat. Die hier vorgestellte Intervisionsgruppe entstand als eine Maßnahme des Modellprojekts »Perspektivwechsel Plus« der ZWST. Die Intervisionsgruppe hatte eine Laufzeit von 1,5 Jahren und umfasste insgesamt 10 Sitzungen.¹ Die Intervention richtete sich vorwiegend an Frauen, die in historisch-politischer Bildung tätig sind und Interesse mitbringen, ihre Beziehung zu diesem Thema zu erkunden und zu bearbeiten. Das Setting einer begleitenden, dialogisch und transaktional orientierten Intervention bot in diesem Zusammenhang die Möglichkeit für eine tiefergehende Beschäftigung mit familialen sowie kollektiven Beständen der Erinnerung und Weitergabe. Das Format der Intervention – auch als kollegiale Beratung bekannt – wurde hierfür gezielt als ein

[1]

Das Konzept und die Anleitung übernahm Marina Chernivsky mit Unterstützung von Jana Scheuring und Christiane Friedrich, die selbst an der Intervention teilgenommen haben.

Rahmen gewählt, in dem sich alle Gruppengruppenmitglieder zwar unter konstanter Anleitung und Prozessmoderation, aber freiwillig und hierarchiefrei austauschen können.

Entscheidend zu Beginn war die Reflexion der Beteiligten über ihre innere Motivation, an der Intervision teilzunehmen: »Warum macht mich das Thema immer noch emotional und/oder beschämt mich? Nationalsozialismus ist für mich oftmals die Gegenwart. Warum eigentlich? Ich möchte hier Verknüpfungen familiärer und kollektiver Bestände der Erinnerung herstellen, eigene Erfahrungen anbinden.« Besonders eindrücklich war der Wunsch der Gruppe »[darüber] sprechen zu lernen«, oder auch »Tabus aufzubrechen, die eigene Emotionalität zu verstehen und Sprachlosigkeit zu überwinden.« Der immense Bedarf an Resonanzräumen, in denen narrative und dialogische Formate den Austausch formen, ist im Verlauf des Intervisionsprozesses zunehmend deutlich geworden: »In der Regel [gibt es] wenig Raum und Bereitschaft, aber auch Sicherheit für offene Thematisierungen.«

Ansatz

Methodisch-didaktisch folgte die Intervision der Prämisse einer dialogischen Selbstbefragung und kreierte mittels Transaktionsanalyse einen geschützten Raum für biographische und narrative Reflexion. Mit dem theoretischen Rahmenkonzept von Post-Memory baute der narrative Ansatz Brücken zwischen vergangenem, vergessenem und neuem Wissen und verhalf auf diese Weise der Annäherung an die zum Teil irritierenden Inhalte. Über angeleitete Erzählungen konnten die Geschichten der Einzelnen buchstäblich in der Mitte des Raumes platziert werden. Das Format der Intervision stützte sich außerdem auf Elemente der Beziehungs- und Gruppenanalyse, stets unter Berücksichtigung der in der Gruppe vorhandenen Ressourcen und Potenziale zur emotiven, biographischen und körperzentrierten Reflexion und Perspektivenerweiterung.

Der Wunsch zu verstehen, in welchem Verhältnis wir zur Vergangenheit stehen, wie diese Vergangenheit uns heute prägt und welche Rolle diese Vergangenheit bei der Arbeit an diesen Themen und mit anderen Menschen letztendlich einnimmt, war die Prämisse des gesamten Intervisionsprojekts als Erfahrungs- und Resonanzraum. Nicht vorrangig die Zeit des Nationalsozialismus stand dabei im Mittelpunkt, sondern seine Wirkungsgeschichte für die Identität und Selbstverständnisse der gegenwärtigen Generation.

Die formatprägende Prozesshaftigkeit und Erfahrungszentrierung waren unabdingbar, um das Thema besprechbar, verstehbar und handhabbar zu machen. Die Herstellung der Stimmigkeit und Kohärenz zwischen den Bedürfnissen der Einzelnen und dem Themengegenstand war demzufolge das vorherrschende Prinzip der Anleitung und Konzeption.

Das gesamte Gruppensetting war prozesshaft, erfahrungsbasiert und transaktional. Die Resonanz der Gruppe auf die Geschichten der Einzelnen prägte die Konzeption und den Ablauf der Intervisionssitzungen kumulativ. Je mehr an Geschichten und Erzählungen gekommen war, desto intensiver wurde die Transaktion im Raum: »Weiß nicht genau wo es hingehet, zu viele Verflechtungen und Zusammenhänge hier im Raum.« »Erinnern ist kein privater Akt – die Gesellschaft macht es quasi für mich. Kann ich hier Ruhe und Brücken zu meinem eigenen Erinnerungsbestand bauen?« »Während ich erzähle formuliere ich meinen Gedanken neu. So habe ich noch nie gedacht.« »Deine Story bewegt mich, ich fühle sie körperlich in mir. Sie bringt mich jetzt dazu, meine Gedanken neu zu sortieren.« »Es ist ein Dachboden, den wir hier gemeinsam erkunden. Ich mache das zum ersten Mal. Das Ergebnis ist ungewiss, aber der Weg dahin mehr als wichtig.« »So ein Raum kann [aber auch] ungemütlich sein.«

Sitzungen

Die Intervision umfasste 10 Sitzungen mit jeweils eigenem Schwerpunkt sowie darauf bezogenen Leitfragen und Methoden. Die anschließende Aufzählung der Sitzungen beinhaltet vorwiegend die Sammlung leitender Reflexionsfragen, aber nicht die ausführliche Umsetzung der Sitzungen, welche durch verschiedene, aufeinander aufbauende Methoden und Modelle der Reflexion und Transaktion in den jeweiligen Sitzungen prozesshaft mit der Gruppe bearbeitet wurden.

SITZUNG 1: Persönliche Motivation – Zugriff – erster Abruf LEITFRAGEN (AUSWAHL): Was verbindest du mit dem Thema der Intervision? Was würdest du im Rahmen dieser Gruppe erkunden und erfragen?

SITZUNG 2: Erste bewusste Erinnerung – markante Schlüsselerlebnisse

LEITFRAGEN (AUSWAHL): Wann und in welcher Form setzt die bewusste Erinnerung an? Wann und auf welche Weise bekommt sie für dich eine besondere Relevanz?

SITZUNG 3: Gruppe als Resonanzraum – Transaktion im Raum

LEITFRAGEN: Welche Erzählungen haben mich bis jetzt besonders bewegt? Welche Resonanz haben die Geschichten der anderen auf mich und meine Erzählung?

SITZUNG 4: Fokussierung familialer Botschaften und Aufträge – Herstellung von Familiengenogrammen und transaktionale (dialogische) Reflexion

LEITFRAGEN: Welche (familialen) impliziten und/oder expliziten Aufträge – Leitsätze, (nicht)erzählte Geschichten – sind heute noch identifizierbar? Auf welche Familienmitglieder gehen sie zurück? Welche Loyalitätskonflikte, Ängste ... sind damit verbunden?

SITZUNGEN 5-7: Verdichtung biographischer Erzählung durch Fokussierung der Aufträge, Gruppeneinstellungen und transaktionale (dialogische) Reflexion

LEITFRAGEN: Mit welchen Emotionen, Gedanken, Reaktions- und Verhaltensweisen gehen diese Botschaften und Aufträge einher? Was lösen sie in uns aus? Welche Distanzierungen sind heute damit verbunden und woran machen sie sich bemerkbar?

SITZUNGEN 8-9: Integration und Neubesetzung

LEITFRAGEN: Welche Wirkung entfalten diese Botschaften und Aufträge auf unser Leben heute noch? In welchem Zusammenhang stehen sie mit unserer beruflichen Entwicklung/ Tätigkeit? In welchem Verhältnis steht jetzt die Loyalität zu der Familie?

SITZUNG 10: Abschluss und Abschied

LEITFRAGEN: Welche dieser Botschaften, Aufträge sind für uns heute nicht mehr relevant und können umstrukturiert, umformuliert, transformiert werden? Welche Aufträge können gegebenenfalls innerlich abgeschlossen bzw. neubesetzt werden?

Erkenntnisse

Das Modell der Intervention – Erzählung, Dialog, Transaktion – bestand überwiegend in der Rekonstruktion und Fokussierung familialer Aufträge sowie der Umstrukturierung und Neubesetzung ihrer Auswirkungen. Die Strukturierung der aufeinander aufbauenden Reflexionsfragen in den Sitzungen, die Erzählungen der Gruppenmitglieder und die transaktional gespiegelten Resonanzen in der Gruppe waren die wichtigsten Erkenntnisse und Ressourcen im gemeinsamen Interventionsprozess. Die individual-biographischen Verstrickungen verbanden sich eindrücklich mit dem Diskurs um die kollektiven und im öffentlichen Raum immer noch innewohnenden Gefühlserbschaften sowie Perspektiven der vorangegangenen Generationen. Über die Fokussierung familialer Aufträge, die zum größten Teil implizit vergeben wurden und ihre Wirkung im Unbewussten des eigenen mentalen Haushaltes entfalteten, konnte die Dechiffrierung familialer Aufträge sowie der damit einhergehenden Beschwiegenheiten und Loyalitätskonflikte besprechbar gemacht werden. Die Transaktionsanalyse hat den Einzelnen in der Gruppe ermöglicht, ihre Beziehungen und Bezüge zum Interventionsthema im Spiegel der anderen abzubilden und ggf. neu zu justieren bzw. den Faden für sich weiterzuentwickeln. »Es fühlt sich anders an – die Entzerrung, Entschlüsselung.« »Die bisher unausgesprochenen Narrative sind jetzt verbalisiert und zugänglich. Es ist mein Gedächtnisraum, von niemanden aufgezwungen.« »Es war mein Zugang zur Vergangenheit, über den Dachboden der Erinnerung, über die bildhaften Fragmente, Familienarchiven, körperliche Ambivalenzen, Auslassungen.« »Die Vergegenwärtigung von Auslassungen ist ein Entzaubern, das handlungsfähig macht«.

Die enkodierten, in der Regel kaum zugänglichen Aufträge schaffen rätselhafte Handlungen und Reaktionen. Die unverarbeiteten Geheimnisse traumatischer Qualität können unwillentlich übernommen und als unauflösbar erlebt werden (vgl. Moré 2016). Das äußere Sprechen einer Gruppe – wie im Fall der Intervention – geht irgendwann ins innere Sprechen der Einzelnen über. Der sprachsymbolisch geäußerte – berührte – Inhalt wird mittels eines inneren und äußeren Dialogs ganz oder zum Teil in der Gegenwart zugänglich und erfahrbar gemacht. Auch deshalb ist die dialogische Auseinandersetzung mit Aufträgen aus der Vergangenheit eine wichtige Brücke zu einer verstehbaren und selbstbestimmten Gegenwart. Dadurch werden wir unserer Anliegen und derjenigen der anderen bewusst.

Wir lernen unsere inneren Verflechtungen mit den Eltern und Großeltern kennen und stellen uns den elterlich vermittelten und im Lernprozess identifizierten Aufträgen sowie Loyalitätsfragen, ohne diese verschönern oder verleugnen zu müssen. Wir können die Fähigkeit entwickeln, nicht jede Einladung, sich als Opfer oder Täter zu fühlen, anzunehmen, und sich gegen solche Zuschreibungen abzugrenzen. Wo wir uns doch zu sehr in der eigenen *Identität bedroht* fühlen, kann die Gruppe einen Übergangsraum herstellen, in dem das Abwägen und Zweifeln Gehör finden kann. Im Dialog erleben wir uns im Blick des Anderen. Der Dialog ist also ein ständiges Arbeiten an der eigenen Identität.

Das Sprechen über die eigene Biographie im Rahmen der Intervisionsgruppe erfüllte offenbar wichtige psychische und soziale Funktionen: »Für die Erzählenden ist es ein Prozess der Selbstfindung, sie befriedigen aber auch das Bedürfnis anderer, etwas über die Vergangenheit zu erfahren. Erzählt ein Individuum, so enthält die Erzählung immer auch Bestandteile des kollektiven Bezugsrahmens der Erinnerung der sozialen Gruppe.« (Bechmann 2001, 79)

FAZIT

In diesem Raum spielt die imaginative Vergangenheit eine viel wichtigere Rolle als die dokumentarische Faktizität (vgl. Marcel Beyer).

In der Verkennung der Auswirkungen des Nationalsozialismus werden seine emotionalen Gefühlserbschaften weitgehend vernachlässigt. Eine Beschäftigung damit ist im besten Fall für das therapeutische Setting reserviert und findet leider kaum Beachtung in politischen oder pädagogischen Zusammenhängen. Es ist jedoch in jeder Hinsicht wichtig zu verstehen, wie die verschwiegenen Beteiligungen und abgespaltenen Emotionen weitergegeben werden und welche Wirkungskraft sie heute noch entfalten können.

Die Rezeption, Deutung und Rekonstruktion von eigenen biographischen Erfahrungen beinhaltet immer auch Erfahrungen der vorangegangenen Generation, die unterschiedlich intensiv ausfallen können, je nach empfundener Nähe und Distanz oder auch Bedeutsamkeit der damit einhergehenden Inhalte. Auf diese Weise stellt unsere Biographie eine doppelte Abbildung *innerer und äußerer Realität*, denn sie entsteht nicht nur durch selbst gemachte Erfahrungen, sondern auch durch eine ›Verkettung‹ mit vorangegangenen Generationen, Familiengeschichten, nationalen und sozialen Identitäten,

**»Erinnern und Imaginieren von
Vergangenem werden so zu
einer Intervention im Zeichen der
Zukunft und der nächsten
Generation. Es geht schließlich
darum, zu erkennen, dass
man Teil einer Geschichte ist,
die man auch anders weiter-
erzählen kann«**

gesellschaftlichen Erinnerungen, religiösen und kulturellen Traditionen. Entscheidend ist dabei das Bedürfnis nach Selbstvergewisserung, aber auch die Bereitschaft, die widersprüchlichen – positiven wie negativen – Seiten dieser ›Verkettung‹ zuzulassen: Eine Balance, die nicht leicht zu halten ist: »Erinnern und Imaginieren von Vergangenheit werden so zu einer Intervention im Zeichen der Zukunft und der nächsten Generation. Es geht schließlich darum zu erkennen, dass man Teil einer Geschichte ist, die man auch anders weitererzählen kann« (Assmann 2007, 95).

Jegliche biographischen Rekonstruktionen sind demzufolge immer ein reflexiver Akt und eine Kommunikation mit der Vergangenheit. Diese Auseinandersetzung geschieht fast unbemerkt in unserem Alltag, kann aber auch gezielt, zum Beispiel durch Gespräche, evoziert und angeleitet werden. Dabei sind jegliche Rekonstruktionen der Vergangenheit gleichzeitig eine Aushandlung personaler, sozialer und politischer Identität der Gegenwart, begleitet von der Auswahl und Einordnung sortierter wie auch ungeordneter Erlebnisse.

Die Aufarbeitung des Nationalsozialismus und Holocaust ist eine transgenerationale Angelegenheit. Diese wird aber vorerst als eine eher kollektive Erinnerungsaufgabe verstanden und ausgeführt. Diese Form der Verarbeitung ist jedoch vielfach zur Routine geworden, die ohne den erforderlichen Selbstbezug vollzogen wird. Dringlich nötig ist eine andere Erinnerung, welche sich von reflexartigen Identifizierungen befreit und kritische Positionen – auch hinsichtlich der eigenen Familiengeschichte – anregt.



LITERATUR

- Assmann, Aleida 2007** | *Geschichte im Gedächtnis: Vor der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung* | C.H. Beck | München/Frankfurt a. Main.
- Bar-On, Dan / Brendler, Konrad / Hare, Paul A. (Hg.) 1997** | *Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln ... Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust* | Campus Verlag.
- Bechmann, Ulrike 2001** | *Was denken eigentlich die Subjekte der Erinnerungskultur. Analyse und Interpretation von Jugendstatements* | In: Fuchs, Ottmar / Boschi, Reinhold / Frede-Wenger, Britta (Hg.) *Zugänge zur Erinnerung. Bedingungen anamnestic Erfahrung. Studien zur subjektorientierten Erinnerungsarbeit* | Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik, Bd. 5 | LIT Verlag | Tübingen.
- Beyer, Marcel 2017** | *Das blindgeweinete Jahrhundert* | Suhrkamp.
- Freud, Sigmund 1913** | *Totem und Tabu* | Hugo Heller | Wien.
- Hirsch, Marianne 2012** | *The Generation of Postmemory. Writing and Visual Culture after the Holocaust* | Columbia University Press | New York.
- Mitscherlich, Alexander / Mitscherlich, Margarete 1967** | *Die Unfähigkeit zu trauern: Grundlagen kollektiven Verhaltens* | Taschenbuch Ausgabe 2007 | Piper & Co. | München.
- Moré, Angela 2009** | *Gefühlserbschaften zwischen den Generationen. Zur unbewussten Weitergabe von Schuld und Trauma* | Vortrag am Winnicott Institut Hannover anlässlich des Abschlusses des 30. Tiefenpsychologischen Fortbildungskurses am 23. März 2009.
- Moré, Angela 2013** | *Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen* | In: *Journal für Psychologie* | Jg. 2, 2. Ausgabe.
- Moré, Angela 2016** | *Im Schatten der Schuld. Psychische Belastungen bei den Nachkommen von Tätern und Täterinnen* | https://dpg-psa.de/files/DPG_ContentDownloads/Menue%20Veranstaltungen/Herbstakademien/5_More%20Im%20Schatten%20der%20Schuld.pdf
- Messerschmidt, Astrid 2014** | *(Un) Sagbares – Über die Thematisierbarkeit von Rassismus und Antisemitismus im Kontext postkolonialer und postnationalsozialistischer Verhältnisse* | In: Chernivsky, Marina / Friedrich, Christiane / Scheuring, Jana (Hg.), *Praxiswelten – Zwischenräume der Veränderung – Neue Wege zur Kompetenzerweiterung* | zwst | Frankfurt a. Main: 55-74.
- Petrowskaja, Katja 2014** | *Vielleicht Esther* | Suhrkamp | Berlin.
- Rommelspacher, Birgit 1995** | *Schuldlos – Schuldig. Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen* | Konkret Literatur | München.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) 1997** | *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern* | Psychosozial Verlag | Gießen.
- Rosenthal, Gabriele 2002** | *Transgenerationale Folgen von Verfolgung und von Täterschaft* | In: Streeck-Fischer, Annette / Sachsse, Ulrich / Özkan, Ibrahim (Hg.) *Körper – Seele – Trauma* | Vandenhoeck & Ruprecht | Göttingen.
- Lohl, Jan / Moré, Angela (Hg.) 2014** | *Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus. Psychoanalytische, sozialpsychologische und historische Studien* | Psychosozial Verlag | Gießen.
- Kestenberg, Judith S. 1995** | *Die Analyse des Kindes eines Überlebenden: Eine metapsychologische Beurteilung* | In: Bergmann, Martin S. / Jucovy, Milton E. / Kestenberg, Judith S. (Hg.), *Kinder der Opfer – Kinder der Täter* | Fischer | Frankfurt a. Main: 173–206.
- Ottmüller, Uta 2015** | *Schwarze Löcher: Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus* | <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/12460>

Mein Großvater, der Krieg und ich

Zugehörigkeit ohne Zerwürfnis

Christiane Friedrich

Der vorliegende Text entstand im Rahmen der Vor- und Nachbereitung der Tagung zu »Gefühlserbschaften im Umbruch – Perspektiven, Kontroversen, Gegenwartsfragen« im Jahr 2015 – in einem höchst ambivalent agierenden Deutschland, in welchem sich soziale Spannungen und Spaltungen zunehmend drastisch abzeichneten. In öffentlichen Diskursen wurden erneut und teilweise sehr scharf Themen von Zugehörigkeit, deutscher Identität und Fremdbildern verhandelt, es gab zunehmend wieder ein Ost und West. In unseren Seminaren in Thüringen herrschte Verblüffung, Ratlosigkeit und Befremden über die Vielzahl an gewaltbereiten Stimmen und auch Gewaltakten gegenüber Geflüchteten. Es mischte sich deutlich hörbar wieder ein ganzes Stück deutsche Vergangenheit mit ein. Auch mein Nachdenken über das eigene Verwobensein in diese Geschichten wurde lauter.

Ich bin 1981 in der DDR geboren und wesentlich durch ein bestimmtes Erzählen meiner Großeltern geprägt, die, 1930 geboren, in mir spezifische Geschichtsbilder erzeugten und mich in ihre stillen Versprechen und Loyalitäten mitnahmen. Schon vor meiner Einschulung »wusste« ich einiges »vom Krieg« – dieses Wissen bestand hauptsächlich aus Emotionen, aus unbewussten Loyalitäten, aus einem ungemütlichen Rauschen. Es war darin auch etwas Heimliches. Das Erinnern daran brauchte gewisse Schutzräume und nur wenig Zuhörer.

Der Geschichtsunterricht später fügte eine ganz neue Deutung hinzu. Die Welt der Großeltern und deren spezifisches Erleben kam darin scheinbar nicht vor, und so lebten diese Wirklichkeiten parallel nebeneinander her.

Erst als erwachsende Enkelin gelang es mir, in vielen Gesprächen mit anderen meiner Generation, eine Vielzahl an Knoten und Verwirrungen zu entzerren und manche zu lösen.

Das Erinnern war und bleibt ein wesentlicher Bestandteil familiärer Tradition. Wie sich in meiner Biographie das öffentliche und das private Gedenken gestaltete, und welche Folgen damit verbunden waren, habe ich versucht hier nachzuzeichnen.

Das Erinnern in Sprechakten, getragen von einer Gruppe Vertrauter, fiel mir leicht. Gemeint ist die von Marina Chernivsky in diesem Band beschriebene Interventionsgruppe zu den kollektiven Verwobenheiten der einzelnen Generationen mit der Geschichte des Nationalsozialismus. Ihr Text analysiert sehr genau Hintergründe, Zusammenhänge und auch das Vorgehen unserer »Forscherguppe« im Einzelnen. So beschränke ich mich auf die Wirkungen aus der Sicht einer Teilnehmerin. Das gemeinsame Erinnern über den Zeitraum eines Jahres war ein Geschenk. Es fiel mir nicht nur leicht, es hatte auch etwas Erleichterndes. Zunächst verstörende Ereignisse bekamen einen neuen Rahmen und wurden verdaulich. Beziehungen innerhalb und außerhalb der Gruppe veränderten sich. Das gemeinsame Erzählen schaffte Verbindung, Intimität, Verständnis. Aber auch Unterschiede wurden deutlich. Das Erinnern in Ost und West zum Beispiel.

Es hatte für mich etwas sehr Nährendes und Versöhnliches, zu verstehen, was es für mich als Enkelin bedeutet, wenn Familiengeschichte und kollektive Geschichte unter den Vorzeichen eines Krieges erzählt und erinnert wird.

Diese zunächst sehr abstrakte Größe der kollektiven Identität und des emotionalen Erbes gruppenbezogener Feindschaften aus dem 2. Weltkrieg wurde mit einem Mal sehr lebendig unter der Vielzahl an Geschichten, die wir uns erzählen konnten. In jeder Familie wurden Erinnerungen an die Zeit des Krieges weitergetragen. Die Wirkungen dieser Erzählungen auf unser heutiges Leben haben wir entlang unserer selbst erforscht. Ein kleiner Ausschnitt ist hier zusammengetragen.

Bei der Arbeit an diesem Text wurde mir jedoch deutlich: Die Auseinandersetzung in diesem Themenfeld ist noch längst nicht zum Ende gekommen. Im Unterschied zum Schutzraum der Interventionsgruppe eröffnen Texte öffentliche Rezeptionsräume.

Was würde wohl meine Familie davon halten? Von welcher Seite gäbe es Zuspruch, von welcher Ablehnung? An welchem Punkt ist die Auseinandersetzung bis heute hoch riskant? Und was könnte ich, könnten wir riskieren? Was könnten wir gewinnen?

Diese inneren Positionen und Fragen bestimmten nicht nur, woran ich mich erinnere, sondern auch, wie ich es niederschreibe – in aller Vorsicht und dem Wissen um die Gräben und Labyrinth der Vergangenheit, die war, bevor ich gewesen bin. Und die doch so sehr mitbestimmt, welche Worte ich heute wähle.

Das gemeinsame Erinnern über den Zeitraum eines Jahres war ein Geschenk. Es fiel mir nicht nur leicht, es hatte auch etwas Erleichterndes. Zunächst verstörende Ereignisse bekamen einen neuen Rahmen und wurden verdaulich. Beziehungen innerhalb und außerhalb der Gruppe veränderten sich. Das gemeinsame Erzählen schaffte Verbindung, Intimität, Verständnis. Aber auch Unterschiede wurden deutlich. Das Erinnern in Ost und West zum Beispiel.

Es hatte für mich etwas sehr Nährendes und Versöhnliches, zu verstehen, was es für mich als Enkelin bedeutet, wenn Familiengeschichte und kollektive Geschichte unter den Vorzeichen eines Krieges erzählt und erinnert wird.

Erinnern als ein Zustand der Vergegenwärtigung von Vergangenem erzeugt – so der aktuelle Stand der Gedächtnisforschung – immer wieder neue Konstrukte und legt mit jedem Moment der Erinnerung oder des Gedenkens eine weitere dünne Haut auf die Vergangenheit. Erinnern wird so zum lebendigen, organischen Gebilde, welches das Früher und Heute immer wieder etwas anders zusammenfügt und aktualisiert.

Das Erinnern oder Gedenken in meiner Kindheit erfolgte entlang von Ereignissen, die nicht mir selbst, aber den mir sehr nahestehenden Großeltern in einer bestimmten Weise widerfahren waren. Diese Geschichten lösten Ehrfurcht aus, Innehalten, ein Mitfühlen; die Erinnerungen der Großeltern waren eine Welt für sich.

In diesen Erinnerungen ging es viel um »den Krieg« – zumindest kam mir das so vor. Erst als erwachsene Enkelin habe ich verstanden, dass das nicht »an sich« so war, sondern dass sich das ritualisierte Erinnern und Sprechen über »den Krieg« in stiller, bis heute ungebrochener Allianz mit meinem Fragen danach verband. Die Generation meiner Eltern bekam eher eine Stimmung als Antworten übermittelt, und Fragen zu dieser Zeit erlebte man vielmehr als Bedrängnis. Den Enkel*innen erzählte man schon bereitwilliger. Zumindest denen, die etwas wissen wollten. Die bekamen Antworten. Nun weiß ich nicht, wie es andernorts war. Ich kann nur von einem kleinen Dorf in Sachsen berichten. In der DDR war ich ein Schulkind. Im Ort gab es nur ein Telefon, eine Straße, eine Handvoll Familien und eine Handvoll Kinder.

Ein Bild, eine Szene, hat sich in meinem Gedächtnis festgesetzt seitdem ich als Erwachsene angefangen habe, die Geschichten »vom Krieg« in ihrer Wirkung auf mich und meine Familie, auf mein berufliches Leben und die Beziehungen, die ich zu mir fremden, aber auch nahen Menschen eingehe, zu untersuchen.

Ich sitze mit meinem Großvater im Obstgarten. Es muss die Zeit der Ernte gewesen sein, und ich noch ein Schulkind in der Grundschulzeit. Wir sitzen unter einem Kirschbaum auf umgedrehten Scheffelskörben – ausladend und groß geflochtenen Körben zur Ernte vom Äpfeln und Birnen. Das große Erzählen und Erinnern begann rituell damit, dass mein Opa das Gebiss aus dem Munde nahm und es entweder lose oder in ein kariertes riesiges Stofftaschentuch einwickelt in seine Hosentasche steckte. Zum Ritual gehörte auch, dass mein Großvater das Gebiss regelmäßig im großen Obstgarten ver-

lor und wir Kinder beauftragt wurden, dasselbe mit unseren »guten Augen« suchen zu gehen. Es hat sich immer wieder gefunden.

Die Geschichte, die dann im Schutze des Obstgartens folgte, war die meines Opas als großgewachsener, schmaler Junge, Jahrgang 1930, der als Schüler des Sankt-Afra Gymnasiums in Meißen direkt nach der »Bombennacht« auf Dresden mit anderen Schülern seines Alters auf Wagen geladen und dann irgendwo inmitten der Stadt allein abgesetzt wurde, »um zu helfen«. So stürzten diese Kinder bis zum Abend ungeschützt durch die Straßen und Ruinen, sahen Soldaten, die zwischen Haufen verkohlter Leichen ein spärliches Mahl aßen, um dann irgendwann, verschreckt und voller Angst, wieder zusammengetrieben und zurückgefahren zu werden. In meiner kindlichen Fantasie saß eine Versteinierung in unserer Mitte; die wob um uns beide im Garten, in dem uns sonst niemand hörte, ein festes Band.

Eine zweite markante Erzählung war ein Gedenken an meinen Urgroßvater, geboren noch ein ganzes Stück vor der Jahrhundertwende. Dieser Urgroßvater war Offizier im Zweiten Weltkrieg und an zwei Orten in der Ukraine eingesetzt. Er kam nach 1945 nach Deutschland zurück, wurde von »den Russen« gefangengenommen und verhungerte 1946 in einem russischen Gefangenenlager in Sachsen. Als Kind hörte ich die Geschichte um den Tod meines Urgroßvaters immer mit großer Bedrückung. Soviel Schwere, Schweigen und verklumpte Trauer war im Raum, dass mir erst 30 Jahre später überhaupt Fragen zu den genaueren Umständen seines Todes einfielen, und ich mich traute, diese zu äußern. Diese Geschichte war wie versiegelt. Wie bedeutsam dieses Erinnern für unsere Familie ist, verstehe ich erst heute. Denn mit diesem Erinnern stand im Raum: Wer nicht für dieses »gefallene« Familienmitglied war, konnte nur gegen es sein. Als Kind hatte ich den Eindruck: Selbst das bloße Betasten dieses Gedenkens würde zutiefst die Gefühle meines Großvaters verletzen, der erst Jahrzehnte später seinen Vater offiziell betrauern durfte.

Was ich erst kürzlich erfuhr: Dass dieser Urgroßvater in der DDR als Kriegsverbrecher galt. In unserer Familienerinnerung war mein Urgroßvater unschuldig, ein einfacher Offizier der Wehrmacht. Die Stätte seines Todes, ein Ort, an dem viele Wehrmachtssoldaten im Winter 1946 verhungerten, durfte in der Zeit der DDR weder betreten noch befragt werden. Es war ein öffentliches Tabu. Ein Erinnern und Gedenken an diesen Vater stand im öffentlichen Raum unter Sanktion, und im familiären Kreis haftete ihm bald etwas Sagenhaftes an. Erst

mit den Ereignissen der »Wende« um 1989 erfuhr mein Großvater mehr über die Umstände seines Todes. Nicht nur, dass er den Ort und den Tag erfuhr: Sein Vater wurde sogar in der neuen BRD rehabilitiert – von aller Schuld freigesprochen – und der Sohn erhielt dazu einen kleinen staatlichen Rentenbescheid als Halbwaise.

Mit der Unantastbarkeit des Großvaters in meiner Kindheit wuchsen auf seltsame Weise Ressentiments gegen andere Personengruppen. Die Geschichten um ihn durften nur in bestimmter Weise erfragt und immer gleich erinnert werden. Alles Dazwischen-Fragen oder gar Hinterfragen der Zusammenhänge auch mit dem weiteren Teil der damaligen Zeitgeschichte erlebte ich damals als ein Tabu. Der Geschichtsunterricht in der Schule eröffnete mir ein bestimmtes Fenster aus dieser Zeit, und dazu noch moralische und (zumindest öffentlich) verbindliche Urteile, die drückten und eigentlich besprochen werden wollten. Als Jugendliche jedoch blieb ich mit der klaffenden Kluft zwischen öffentlicher und familialer Erzählung allein.

Im frühen Erwachsenenalter erfuhr ich dann langsam und schmerzlich die gruppenbezogenen Feindseligkeiten und Zerrbilder von Anderen, Unvertrauten, die auch Fremdheit zwischen mir und meinen Großvätern erzeugte.

Eine erste Erschütterung im Verhältnis zu meinem sehr verehrten Großvater erfuhr ich als Schulmädchen der sechsten Klasse. Ich mochte das Sprachenlernen schon sehr früh und entschied mich freiwillig neben Englisch und Französisch für das Erlernen der russischen Sprache.

Von meinem Großvater gab es dafür mehr als Unverständnis; etwas begann nun spürbarer, unser Verhältnis zu bestimmen. Es war eine kleine Kälte eingezogen, wie eine Strafe, die – unverdaut und unbegründet – unsere für mich so bedeutsame Nähe vergiftete. Ich wusste, etwas hatte ich falsch gemacht; nur wurde mir nie erklärt, was. Deutlich war die Antipathie gegen alles Russische – dagegen war nicht anzukommen, und so zog ich es vor, darüber zu schweigen. Das gute Verhältnis war mir zu wichtig, ich wollte es nicht gefährden und hüllte alles in Stillschweigen, was das Miteinander verletzen konnte.

Einen wahrhaft heftigen Bruch gab es dann Jahre später, als ich bereits vollständig verinnerlicht hatte, mich für alles »Fremde« nur heimlich interessieren zu dürfen. Denn auf seltsame Weise schienen Regeln der Zugehörigkeit zu gelten, die leicht zu verletzen waren. Fremdheit war eine Kategorie, die in für mich in großem Maße darüber

bestimmte, wie nah und wie fern wir uns als Familienmitglieder zueinander fühlten. »Fremde« waren dabei nicht einmal eine konkrete Größe, sondern es zog schon Risse, wenn es nur im Erzählen um Deutsch und nicht-Deutsch ging. Der Eklat mit meinem Großvater fand statt, als ich aus Neugier entschied, mit den Mitgliedern der Jungen Gemeinde die damals in Dresden stattfindende »Wehrmachts-Ausstellung« zu besuchen, die erstmals für ein breites Publikum die Verbrechen der deutschen Wehrmacht, besonders an der Zivilbevölkerung, zum Thema machte. Mein Opa war kurz außer sich – und dann wurde er stumm. Seine Missbilligung erfuhr ich über ein Schweigen, eine erneute Kälte. Und das schmerzte mich sehr.

Zu dieser Zeit verstand ich in keiner Weise, was geschehen war. Erst heute, Jahrzehnte später, kann ich ahnen, dass mein Großvater sehr verletzt gewesen sein muss: Seine einzige Enkeltochter besucht ein öffentliches Gedenken, das seinen Vater und die Männer seiner Generation erneut mit Schuld und Beschuldigung überzieht. Diese Brüche zogen sich fort und eine Zeit lang wurden Gräben daraus. Ich hatte mich in der Zwischenzeit für ein »anderes« Leben entschieden, ging fort, und meine Großeltern duldeten dieses Weggehen mit halbem Herzen. Nur hier und da verstiegen wir uns noch in Debatten.

Im Zuge der sogenannten »Flüchtlingskrise« im Jahr 2015 war ich erstaunt, wie aufgeladen, feindselig und angriffslustig die Themen um die »Fremden« in Deutschland auch in unserer Familie geführt wurden. Der festlichen Kaffeetafel an Feiertagen brachten derlei Gespräche tiefe Risse ein; es gab scheinbar nur ein Dafür und Dagegen, und kaum Verhandlungsmasse dazwischen. Um den vorläufigen Frieden zu wahren, kamen derlei Themen nicht mehr in unsere Mitte, denn sie hatten die Kraft, uns zu Gegnern zu machen – kalt, abwertend, drohend.

Mit diesen Symptomen wuchs der Wunsch, in einem anderen Rahmen dieses Erleben zu besprechen. Wie würden andere Mitglieder meiner Familie ihr Erleben beschreiben? Wie ging es in anderen Familien vor? War ich feige, wenn ich am Ende oft schwieg, zu müde und ängstlich, dass die Debatten über unbekannte Dritte unser Miteinander wieder empfindlich stören würde?

Heute hat sich entlang einer intensiven Beschäftigung vieles verändert – äußerlich weniger, aber in meinem Zugang dazu viel. Die Beschäftigung mit der eigenen kollektiven Identität entlang meiner Familienbiographie brachte Verstehen. Der Blick auf das aktuelle

Konfliktgeschehen ist weniger affektiv als überlegt und entschieden, wenn es um Positionierungen innerhalb des öffentlichen Raumes geht. Die alten Fremdbilder, die im aktuellen Diskurs so vieles an neuer Kränkung und Marginalisierung produzieren, können ruhiger defragmentiert und in ihrem Wahrheitsgehalt hinterfragt werden.

Der Austausch mit anderen, Resonanz, Verständnis und in der Gruppe geteiltes Wiedererleben kindlicher Erfahrungswelten brachten mir viel innere Freiheit, wählen zu können, für welchen Erzählstrang von Geschichte ich mich im hier und heute entscheide, ohne von meiner Familie abzulassen. Meine familiäre Herkunft, sowohl der Ort als auch die Menschen, sind mir ein wesentlicher Anker im Erleben meiner Gegenwart als erwachsene Frau. Ich habe meinen Großeltern viel zu verdanken. Dieses Gefühl der Verbundenheit darf mich heute tragen, ohne gleichzeitig ein Gefühl der Zerrissenheit zu erzeugen. Denn gegenwärtige Geschichte und alle Deutung, die von Belang ist, darf ich selbst entscheiden. Heute zählt auch meine eigene Sicht und darf bestehen, ohne Zugehörigkeiten zu entwerten – weder die meinige noch die anderer. Und dieser Raum der Freiheit ist vermittelbar – in pädagogischen Sequenzen und allen Orten, an denen diese Auseinandersetzung um die eigene Vergangenheit und Gegenwart geführt werden darf.

Generationen im Dialog über Geschichte

Ein Projekt des Anne Frank Zentrums

Bianca Ely und Christine Wehner

Das Anne Frank Zentrum erinnert mit Ausstellungen und Bildungsangeboten an Anne Frank und ihr Tagebuch. Es schafft Lernorte, in denen sich Kinder und Jugendliche mit Geschichte auseinandersetzen und diese mit ihrer heutigen Lebenswelt verbinden. So lernen sie, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen und sich für Freiheit, Gleichberechtigung und Demokratie zu engagieren. Neben der ständigen Ausstellung »Anne Frank. hier & heute« in Berlin sowie dem bundesweit tätigen Wanderausstellungsbereich begleitet und berät das Anne Frank Zentrum seit 2011 lokale intergenerative Dialogprojekte in Kleinstädten und ländlichen Regionen. Dieser Beitrag gibt einen Einblick in die Projektumsetzung vor Ort.

Am 8. Mai 1945 endete in Europa der Zweite Weltkrieg. Das Anne Frank Zentrum hat dieses Datum zum Anlass genommen, das Projekt »70 Jahre danach. Generationen im Dialog« zu initiieren. In sieben Städten bundesweit fanden lokale Dialoge statt, in denen Jugendliche und Senior*innen über den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus ins Gespräch kamen. Zeitzeug*innen wurden von Jugendlichen befragt und berichteten von ihren Erinnerungen. Umgekehrt erhielten sie Zugang zur Lebenswelt der Jugendlichen, die ihrerseits persönliche Geschichten, Anliegen und Weltsichten einbrachten. In der gemeinsamen Auseinandersetzung entstanden zahlreiche künstlerische Arbeiten, Theaterstücke, Stadtrundgänge, Ausstellungen und Radiobeiträge. Diese wurden in den Projektorten rund um den 8. Mai 2015 öffentlich präsentiert. Ziel des Projekts war es, eine gemeinsame Auseinandersetzung über (lokale) Geschichte und persönliche Lebensgeschichten anzuregen und darüber den Zusammenhalt vor Ort nachhaltig zu stärken. Dafür wurden Mitarbeiter*innen in kommunalen Verwaltungen und zivilgesellschaftliche Akteure beraten, fortgebildet und darin begleitet, ihre lokalen Projekte umzusetzen.

»ZEITZEUGEN MACHEN DIE GESCHICHTE LEBENDIG«

Das Zitat in der Überschrift ist die Aussage einer Jugendlichen, nachdem sie am Projekt im Brandenburgischen Kyritz teilgenommen hatte

(vgl. Anne Frank Zentrum 2015, 14). Bereits aus einem vorausgegangenen Projekt, das 2011-2013 in den ostdeutschen Kleinstädten Neustrelitz, Saalfeld und Schwedt stattfand, wussten wir als Organisator*innen im Anne Frank Zentrum, dass sich die Themen *Lebensgeschichten* und *Kindheit im Krieg* sehr gut als Türöffner für einen generationenübergreifenden Dialog eignen und sowohl bei Jüngeren als auch Älteren auf Interesse stoßen. Zugleich zeigte sich, dass das Format der Zeitzeugeninterviews der sorgfältigen pädagogischen Begleitung bedarf. Der Zweite Weltkrieg, die NS-Geschichte und die Shoah liegen für Jugendliche heute oftmals gedanklich in weiter Ferne. Vielen fällt es schwer, Bezüge zu ihrer eigenen Gegenwart herzustellen. Begegnungen mit älteren Menschen und deren Erinnerungen an diese Zeit machen Geschichte greifbar und lebendig. Vielfach gelingt es über ein intergeneratives Geschichtsprjekt erstmalig, Jugendliche für Geschichte zu interessieren und sie darin zu begleiten, lokale Zeitgeschichte mit ihrem eigenen Leben in Verbindung zu bringen. Sowohl für Jugendliche als auch für Senior*innen sind die Begegnungen oft ein großes Ereignis. Vielfach haben ältere Menschen noch nie zuvor von ihren Erlebnissen und Erfahrungen berichtet und nutzen das intergenerative Projekt als ihre erste Chance, traumatische Erinnerungen und langfristig tabuisierte Lebenserfahrungen mit anderen Menschen zu teilen. So gab es an mehreren Projektstandorten die Situation, dass sich auf öffentliche Ausschreibung bspw. über Zeitungsannoncen eine überwältigende Anzahl interessierter Zeitzeug*innen meldete, und Projekte aufgrund der großen Nachfrage umfangreicher wurden als zuvor geplant. Im Vorfeld wurden jedoch oftmals auf beiden Seiten auch Befürchtungen geäußert: Interessieren sich die Jugendlichen überhaupt für meine Geschichte? Werden sie meinen Erfahrungsberichten Glauben schenken? Werden mich die Jugendlichen mit Vorwürfen konfrontieren? Kann ich wirklich all die Fragen stellen, die mir auf dem Herzen liegen? Wie reagiere ich, wenn schmerzvolle Berichte der Zeitzeug*innen mich emotional überwältigen?

Im Rahmen der Projektarbeit wurden Jugendliche darin begleitet, ausgehend von ihren Lebenswelten Fragen für den Dialog mit Zeitzeug*innen zu formulieren. Sie lernten, die Erinnerungen der Älteren zu reflektieren und mit dem Wissen, das sie bereits aus anderen Quellen wie bspw. Schulunterricht haben, abzugleichen. Vielfach motivierte das intergenerative Projekt die Jugendlichen, auch innerhalb ihrer

eigenen Familie das Gespräch zu suchen und die eigene familienbiografische Geschichte zu befragen. Insofern wirkt das außerschulische Projekt weit über den offiziellen Projektrahmen hinaus.

Teil des Lernprozesses für die Jugendlichen war es, mit möglichen Hemmungen umzugehen, die entstehen können, wenn die Interviewten floskelhaft antworten, und sie den Impuls haben, nachzuhaken, oder wenn die Atmosphäre sehr emotional wird. Jugendliche erlebten, dass ihre Fragen an Zeitzeug*innen und ihr Blick auf Geschichte von Interesse und Bedeutung sind. Dies ermutigt und motiviert Jugendliche, sich aktiv mit Geschichte auseinanderzusetzen.

ZEITZEUGENERZÄHLUNGEN UND KONTEXTUALISIERUNG

Erst eine intensive Vor- und Nachbereitung ermöglicht ein nachhaltiges Lernen über Geschichte und die Einordnung der Erzählungen. Mit etwas Abstand und in Abwesenheit der Zeitzeug*innen können die Berichte reflektiert werden: Welche Brüche und Auslassungen gibt es in den Zeitzeugenerzählungen? Was sind mögliche Gründe dafür? Aus welcher Perspektive wird gesprochen? Wessen Erinnerungen fehlen? Gerade wenn mehrere Begegnungen zwischen Jugendlichen und den Zeitzeug*innen geplant sind, lassen sich die gegenseitigen Auseinandersetzungen für alle Beteiligten gewinnbringend vertiefen. Aber auch die quellenkritische Einordnung der Zeitzeugenerinnerungen muss gewährleistet werden. Dabei wurde mit Jugendlichen beispielsweise erarbeitet, worin sich der Bericht einer Zeitzeugin von einer geschichtswissenschaftlichen Analyse unterscheidet. Erst die pädagogische Begleitung kann Jugendliche darin unterstützen, die Zeitzeugenberichte zu kontextualisieren.

Die pädagogische Begleitung kann und muss zudem genutzt werden, um mögliche Schiefen und Auslassungen zu reflektieren. Gerade der Zugang zur NS-Geschichte über Zeitzeugenerzählungen kann bedeuten, dass Perspektiven von Opfern der NS-Diktatur und der Shoah ausgeblendet werden. Einer der Gründe ist, dass vor allem an vielen kleineren Orten nur wenige damalige Opfer des NS-Regimes bzw. deren Nachkommen leben. Insofern stoßen Projektverantwortliche vor Ort praktisch an Grenzen, vom Nationalsozialismus Verfolgte oder deren Nachkommen als Zeitzeug*innen zu gewinnen. Viele dieser Lebensgeschichten sind so zunächst in Form von Leerstellen präsent. Dabei sind lokal verankerte Geschichtsprjekte besonders gut geeignet, diese Geschichten zu heben und zugänglich zu machen.

Projektverantwortliche und Jugendliche können beispielsweise gemeinsam auf lokale Spurensuche gehen. Für diese Recherche sind Stadtarchive oder Geschichtsvereine gute Anlaufstellen. Verbände und andere Interessensvertretungen, wie zum Beispiel der Zentralrat der Sinti und Roma in Deutschland oder auch Onlinedatenbanken wie die zentrale Datenbank der jüdischen Opfer des Holocausts der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem können bei der Recherche helfen. Andere Onlinedatenbanken listen die Namen von Menschen auf, die im Nationalsozialismus Verfolgten geholfen haben. Womöglich gibt es vor Ort oder in der Region bereits eine Person, die sich mit den Lebensgeschichten beschäftigt hat. An vielen Orten wurden Stolpersteine im Angedenken an NS-Opfer verlegt. Ein Indiz dafür, dass sich vor Ort engagierte Menschen auf die Suche begeben haben nach Lebensgeschichten ehemaliger Nachbar*innen, die verfolgt und ermordet wurden.

Die historische Spurensuche nach Zeitzeug*innen oder auch anderen Quellen kann mühsam sein und erfordert Geduld. Häufig haben wir im Anne Frank Zentrum erlebt, dass zu Beginn des Projekts gesagt wurde, die NS-Geschichte und vor allem die Opfer des Holocausts seien vor Ort nicht präsent und könnten aus diesem Grund auch nicht in die Projektarbeit einbezogen werden. »Es gibt bei uns schlicht keine Jüd*innen mehr.«, diesen Satz haben wir mehr als einmal gehört. Und er trifft bestimmt in vielen Fällen auch zu. Dies bedeutet jedoch nicht, dass ihre Lebensgeschichten nicht mehr existieren. Es bedarf einer gezielten Anstrengung, diese Geschichten sichtbar und zugänglich zu machen. Die Gedächtnisforscherin Aleida Assmann spricht davon, dass Momente von Schuld und Scham schwieriger Eingang in das kollektive Gedächtnis finden, weil diese sich nicht in ein positives Selbstbild integrieren lassen (vgl. Assmann, S. 169). Insofern erfordert die Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten NS-Verfolgter oftmals auch aufseiten der Projektverantwortlichen vor Ort die Reflexion eigener Empfindungen von Scham in der Begegnung mit den Lebensgeschichten von NS-Opfern. Somit besteht der Prozess der Projektberatung und -begleitung durch das Anne Frank Zentrum auch darin, die Projektverantwortlichen vor Ort dafür zu sensibilisieren, die Perspektiven von NS-Opfern überhaupt als relevant zu erkennen. Im Rahmen der Projektarbeit in Georgsmarienhütte bei Osnabrück hatten Jugendliche die Gelegenheit, die Lebensgeschichte einer Zeitzeugin kennenzulernen, die nur aufgrund des beherzten Eingreifens

Zugleich bewirkt aus unserer Erfahrung der starke Fokus auf Lebensgeschichten von Menschen, die nicht Opfer des Nationalsozialismus wurden, dass die Geschichten von und Erinnerungen an die Opfer des nationalsozialistischen Terrorregimes weiter in den Hintergrund rücken. Er bestärkt eine mehrheitsdeutsche Opfernarration, die erhebliche Schräglagen erzeugt und in der Vergangenheit in erinnerungskulturellen Diskursen auch dazu genutzt worden ist, Opfergruppen gleichzusetzen, zu relativieren.

ihres Kinderarztes nicht Opfer des NS-Euthanasieprogramms geworden ist (vgl. Becher 2016). Geschichten wie diese sind jedoch im Projekt eher die Ausnahme. Weit häufiger kommen Lebensgeschichten zum Tragen, die von Kindheit im Krieg und von den Entbehrenungen im Zuge ihrer Flucht aus den ehemaligen Ostgebieten nach Ende des Zweiten Weltkriegs handeln. Hier werden die erinnerungskulturellen Setzungen und tiefgreifenden Ausblendungen in der konkreten Projektarbeit spürbar.

Zum einen wird oftmals wenig über NS-Opfer in der eigenen Familie gesprochen. Zum anderen überwiegen im erinnerungskulturellen Diskurs Geschichten von Mehrheitsdeutschen, die nicht Opfer der NS-Diktatur wurden, sondern in Folge des Zweiten Weltkriegs von Zwangsmigration betroffen waren. Es steht außer Zweifel, dass diese Geschichten vielfach von Leid geprägt waren, das bis in die Gegenwart und auch generationsübergreifend Wirkung entfalten kann. In der sowjetischen Besatzungszone ließen sich nach 1945 prozentual mehr »Heimatvertriebene« nieder als in der späteren BRD (vgl. Schwartz 2008). Deren Erfahrungen wurden – wenn überhaupt – nur innerfamiliär geteilt; im öffentlichen Diskurs wurden sie anders als in Westdeutschland weitgehend verdrängt. Insofern ist der Bedarf, diese Geschichten zu erzählen, nachvollziehbar. Diejenigen, die aus erster Hand berichten können, werden immer älter. Sie haben Zeit, ziehen im Alter Resümee, und nicht selten entsteht daraus der Wunsch, über Jahrzehnte gedeckelte, teils traumatische Erfahrungen mit Jüngeren zu teilen. Vor diesem Hintergrund verwundert das große Interesse von Senior*innen an generationsübergreifenden Geschichtsprojekten nicht.

Zugleich bewirkt aus unserer Erfahrung der starke Fokus auf Lebensgeschichten von Menschen, die nicht Opfer des Nationalsozialismus wurden, dass die Geschichten von und Erinnerungen an die Opfer des nationalsozialistischen Terrorregimes weiter in den Hintergrund rücken. Er bestärkt eine mehrheitsdeutsche Opfernarration, die erhebliche Schräglagen erzeugt und in der Vergangenheit in erinnerungskulturellen Diskursen auch dazu genutzt worden ist, Opfergruppen gleichzusetzen, zu relativieren oder Argumentationen Vorschub zu leisten, die davon ausgehen, mit der Vertreibung Tausender Deutscher nach dem Zweiten Weltkrieg habe ein historischer Schuldausgleich stattgefunden (vgl. Scholz 2016). Dass es zu erinnerungskulturellen Schräglagen kommt, wenn nicht (z. B. von

Seiten der Projektverantwortlichen vor Ort oder des Anne Frank Zentrums) explizit gegengesteuert wird, haben wir im Laufe der Projektarbeit nahezu an allen Projektstandorten erlebt.

In Anbetracht dessen verstehen wir seitens des Anne Frank Zentrums in der Begleitung und Beratung der Projekte vor Ort eine unserer wichtigsten Aufgaben darin, für diskursive Schräglagen und erinnerungskulturelle Auslassungen zu sensibilisieren sowie quellenkritische Kontextualisierung zu ermöglichen und diese für die verschiedenen Zielgruppen in der Projektarbeit erfahrbar zu machen. Als ein hilfreicher Weg, auch die Perspektive von Opfern der NS-Diktatur sichtbar zu machen, etablierte sich die Ergänzung der Zeitzeug*innen-Interviews um weitere Formate der historisch-politischen Bildungsarbeit, beispielsweise Gedenkstättenbesuche, Recherchen zu Stadt- bzw. Regionalgeschichte, Dokumentar- oder Spielfilme mit begleitendem pädagogischem Material und andere Materialien, in denen eine Perspektive von NS-Opfern zentral thematisiert wird.

BRÜCKEN IN DIE GEGENWART

Anhand der Projektarbeit in Brandenburg soll verdeutlicht werden, inwiefern ein generationenübergreifendes Geschichtsprojekt auch dazu beitragen kann, gegenwärtige Themen und Diskussionen aufzugreifen. In Brandenburg war das Bildungszentrum Ostprignitz Jugend e.V. ein engagierter Partner des Projekts »70 Jahre danach. Generationen im Dialog«; das Vorhaben wurde zudem von der Gemeinde Wusterhausen/Dosse und der Stadtverwaltung Kyritz aktiv unterstützt. Insgesamt zehn Jugendliche einer Kyritzer Oberschule nahmen an den Begegnungen mit Senior*innen teil. Sie kamen in Zeitzeugen-Interviews über die Zeit des Nationalsozialismus und das Aufwachsen im Krieg bzw. in der Nachkriegszeit ins Gespräch. Inhaltlich fokussierte sich das Projekt auf die Thematik »Fliehen und Ankommen damals und heute«, und zwar aus mehreren Gründen. Zum einen leben in Kyritz und Wusterhausen/Dosse zahlreiche ältere Menschen, die nach Ende des Zweiten Weltkriegs aus Regionen des heutigen Polens geflohen sind. Vielfach wurden in den Zeitzeugen-Interviews die Erfahrungen der Zwangsmigration und der damit einhergehenden leidvollen Erinnerungen thematisiert. Zum anderen sind die Themen *Flucht* und *Asyl* angesichts der Vielzahl der gegenwärtig in Deutschland und Europa Zuflucht suchenden Menschen

auch für die Jugendlichen in Kyritz und Wusterhausen/Dosse von Interesse. Im Projektverlauf wurde deutlich, dass auch einige der beteiligten jungen Menschen große Vorbehalte gegen Geflüchtete hatte. Andere Jugendliche brachten wiederum eigene familienbiografische Migrationsgeschichten in den Dialog der Generationen ein. Insofern war das Thema »Flucht und Migration« auf mehreren Ebenen präsent. Für die inhaltliche Auseinandersetzung mit den Themen »Flucht«, »Fluchtursachen« und »Lebensumstände von Geflüchteten« konnte ein vor mehreren Jahren aus Afghanistan geflüchteter Journalist gewonnen werden, der den Jugendlichen von seiner Flucht nach Deutschland und seinem Neuanfang in Brandenburg berichtete. Auf diese Weise ist es in Kyritz und Wusterhausen/Dosse gelungen, die inhaltliche Brücke zwischen Fluchterfahrungen in Geschichte und Gegenwart zu schlagen. Mit großem Erfolg, wie z. B. die Reflexionen einer 16-jährigen Schülerin aus Kyritz bezeugt, deren negative Meinung über geflüchtete Menschen sich im Laufe des Projekts änderte (vgl. Anne Frank Zentrum 2015). Im Internet und auch im Gespräch mit Gleichaltrigen seien immer wieder abfällige Äußerungen über in Deutschland Schutzsuchende gefallen, typische Parolen rassistischer und rechtskonservativer Parteien und Gruppierungen. Das Projekt habe ihr die Augen geöffnet, so die Schülerin. In den Gesprächen erfuhr sie mehr über das Leben von Geflüchteten, über Fluchtumstände und die Schwierigkeiten, die Heimat zu verlassen und an einem anderen Ort wieder Fuß zu fassen. Für die Jugendliche hörten geflüchtete Menschen auf, eine Bedrohung darzustellen. Sie wünsche sich nun weitere Begegnungen und ein gegenseitiges Kennenlernen (vgl. »70 Jahre danach«). Eine weitere Jugendliche aus Wusterhausen formulierte den Wunsch, sich künftig ehrenamtlich für Geflüchtete zu engagieren.



LITERATUR

- Anne Frank Zentrum 2015** | »70 Jahre danach. Generationen im Dialog« *Erinnern und Begegnen vor Ort* | Ein Projektbericht | Berlin.
- Assmann, Aleida 2006** | *Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik* | C.H. Beck | München.
- Becher, Inge 2016** | *Lautlose Stufen* | Monika Fuchs Verlag.
- Scholz, Stephan 2016** | *Willkommenskultur durch »Schicksalsvergleich«*. *Die deutsche Vertreibungserinnerung in der Flüchtlingsdebatte* | In: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hg.) *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 66.Jg. *Flucht historisch* | Bonn.
- Schwartz, Michael 2008** | *Vertriebene im doppelten Deutschland. Integrations- und Erinnerungspolitik in der DDR und in der Bundesrepublik* | In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* | 1/2008 | Oldenburg.

Autor*innen

Gefühlserbschaften im Umbruch

ALTHAUS, UTE studierte Mathematik und Physik. Nach 10 Jahren Lehrtätigkeit am Gymnasium absolvierte sie ein Zweitstudium in Psychologie und eine Psychotherapieausbildung. Heute arbeitet sie als Psychotherapeutin in eigener Praxis.

Ute Althaus ist verheiratet, Mutter von drei Kindern und Großmutter von 6 Enkelkindern.

→ utealthaus@gmx.ch

BERNSTEIN, JULIA ist Professorin für soziale Ungleichheiten und Diskriminierungserfahrungen im Fach Soziale Arbeit an der Frankfurt University of Applied Sciences. In ihrer Arbeit kombiniert sie qualitative Forschungsmethoden (Ethnographie und Biographieforschung) mit alternativen Kunstmedien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Migrationsprozesse durch Transnationalisierungsperspektiven, Interkulturalitätsfragen, Jüdische Identität im gesellschaftlichen Wandel und Antisemitismus, Stereotypisierungs- und Ethnisierungsprozesse, Rassismen in den Institutionen, visuellen Medien und im Alltag, materielle Kultur und Nahrungssoziologie.

→ bernstein.julia@fb4.fra-uas.de

BLOCH, BENJAMIN M.A. Pädagogik, Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST e.V.). Mitglied des Gemeinderates der Jüdischen Gemeinde Frankfurt/Main und des Vorstandes der Jüdischen Gemeinde Frankfurt/Main, Vorsitzender des Verbandes jüdischer Heimatvertriebener und Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland e.V. Seit 2005 Träger des Bundesverdienstkreuzes.

CHERNIVSKY, MARINA studierte in Israel und Deutschland Verhaltenswissenschaften, Psychologie und Psychotherapie. Seit 2006

leitet sie das Modellprojekt »Perspektivwechsel Plus« und seit 2015 das neu gegründete »Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment« der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland. Darüber hinaus ist sie als Lehrbeauftragte, Prozessbegleiterin und Supervisorin u. a. zu Flucht und Migration, Identitäts- und Erinnerungspolitik, Inklusion und Empowerment, Antidiskriminierung, Rassismus- und Antisemitismusprävention tätig. Sie ist Mitglied im Unabhängigen Expertenkreis Antisemitismus des Deutschen Bundestages und im Vorstand diverser gemeinnütziger Organisationen.
→ chernivsky@zwst-kompetenzzentrum.de

GEIPEL, INES ist Schriftstellerin und Professorin für Verssprache an der Berliner Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch«. 1960 in Dresden geboren, studierte sie in Jena Germanistik und nach ihrer Flucht in die Bundesrepublik Philosophie und Soziologie in Darmstadt.

Sie veröffentlicht Romane, Lyrik und vieldiskutierte literarische Sachbücher zu Themen wie Doping, Amok, Jugendgewalt und zu nicht publizierter Literatur in der DDR, in denen sie die Fäden kollektiver und individueller Geschichte transgenerationell verwebt. Zuletzt erschien ihr Buch *Generation Mauer*.

→ schauspiel@hfs-berlin.de

ELY, BIANCA Dipl. Soziale Arbeit (FH), Dipl. Sozialwissenschaften, arbeitet seit mehreren Jahren in der historisch-politischen Bildung und ist Projektleiterin im Anne Frank Zentrum. Weitere Arbeits- und Interessenschwerpunkte: diversitätsbewusste Bildung, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik sowie bürgerschaftliches Engagement.

→ ely@annefrank.de

FRIEDRICH, CHRISTIANE studierte Philosophie und Geschichte (M.A. und Master of Education) in Leipzig, Lyon und Berlin. Zusatzausbildung in Systemischer Supervision und Beratung. Ab 2011 freie Bildungsreferentin im Projekt »Perspektivwechsel« und seit 2015 im Team des Modellprojekts »Perspektivwechsel Plus« tätig.

→ friedrich@zwst-perspektivwechsel.de

GRÜNBERG, DR. KURT ist Diplom-Psychologe, Diplom-Pädagoge und Psychoanalytiker (DPV/IPA) in eigener Praxis, seit 1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Sigmund-Freud-Instituts. Er ist Vertreter der *Claims Conference* im Vorstand der *Henry und Emma Budge-Stiftung*, Gründungsmitglied des *Treffpunkts für Überlebende der Shoah*. Er war von 2002 bis 2010 Forschungsleiter im Jüdischen Psychotherapeutischen Beratungszentrum Frankfurt am Main für Kinder, Jugendliche und Erwachsene und von 2002 bis 2012 im Vorstand der *Initiative 9. November*. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf den psychosozialen Spätfolgen der nationalsozialistischen Judenvernichtung in Deutschland.
→ gruenberg@sigmund-freud-institut.de

NGUYEN, ANGELIKA geboren in Ostberlin/DDR, studierte Filmwissenschaft und Filmdramaturgie an der HFF Babelsberg, drehte den Dokumentarfilm »Bruderland ist abgebrannt« – eine Momentaufnahme vietnamesischer Immigrant*innen in Ostberlin. Sie schreibt Film- und Literaturkritik in der Tagespresse, Filmtexte für *telegraph.cc*, ihre Texte erscheinen in der Fachzeitschrift für Historik *WerkstattGeschichte* sowie in Publikationen der Landeszentrale für politische Bildung. Sie ist Mitstreiterin in diversen antirassistischen Initiativen.
→ angelika.nguyen@web.de

RADVAN, HEIKE geboren 1974 auf Rügen, in der Erstausbildung Tischlergesellin, ist Erziehungswissenschaftlerin und promovierte 2010 zum Thema »Pädagogisches Handeln und Antisemitismus« an der Freien Universität Berlin. Sie studierte Sozialpädagogik an der Alice Salomon Hochschule in Berlin und ist seit 2002 in der Amadeu Antonio Stiftung mit mehreren Arbeitsschwerpunkten tätig, u. a. »Pädagogisches Handeln im Umgang mit Antisemitismus« und »Geschlechterreflektierende Rechtsextremismusprävention«. Sie koordinierte die Erarbeitung der Wanderausstellungen »Das hat's bei uns nicht gegeben! Antisemitismus in der DDR« und »Germany after 1945. A society confronts Anti-Semitism, Racism and Neonazism«. Seit 2012 leitet sie die Fachstelle »Gender und Rechtsextremismus« bei der Amadeu Antonio Stiftung. Dr. Heike Radvan ist Lehrbeauftragte an der Freien Universität im European Master

for Intercultural Education und publiziert zu den verschiedenen Themen ihrer Arbeit.

→ heike.radvan@amadeu-antonio-stiftung.de

SCHEURING, JANA studierte in Leipzig und Paris Politikwissenschaften und Philosophie (M.A.). Bis 2015 war sie freie Bildungsreferentin im Modellprojekt »Perspektivwechsel« der ZWST und ist seit 2015 als Bildungsreferentin und Projektmitarbeiterin im Modellprojekt der ZWST »Perspektivwechsel Plus« tätig. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte der Erwachsenenpädagogik sind Rassismus- und Antisemitismusprävention, diskriminierungskritische und diversitätssensible pädagogische Zugänge. Sie nimmt dabei seit einigen Jahren auch DDR-Prägungen und ostdeutsche Spezifika in den Blick.

→ scheuring@zwst-perspektivwechsel.de

WEHNER, CHRISTINE studierte Europäische Ethnologie und Jüdische Studien. Sie besitzt mehrjährige Erfahrung im Bereich der historisch-politischen Bildung und ist Referentin im Projekt »70 Jahre danach. Generationen im Dialog« im Anne Frank Zentrum, Berlin.

→ wehner@annefrank.de

Impressum

Gefühlserbschaften
im Umbruch

Redaktion	Marina Chernivsky Jana Scheuring
Lektorat Korrektorat	Alexandra Berlina Christiane Friedrich Jana Scheuring
Verwaltung	René André Bernuth
Fotografie	Dave Großmann
Gestaltung	Hartmut Friedrich
Druck	Gutenberg Druckerei GmbH Weimar
Papier	COVER : Naturpapier Circleoffset white 300 g/m ² INNENTEIL : Naturpapier Circleoffset white 115 g/m ²
Schriften	Camphor Pro, Milio
ISSN	0944-8705
Materialien-Nº	199 – Thüringer Institut für Lehrer- fortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien
Auflage	1. Auflage 2016 2000 Exemplare
Herausgeber	Marina Chernivsky Jana Scheuring Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V.
Adresse	Hebelstraße 6 60318 Frankfurt am Main
Telefon Telefax	0 69 / 9 44 37 10 0 69 / 49 48 17
E-Mail	info@zwst-perspektivwechsel.de www.zwst.org
Website	www.zwst-perspektivwechsel.de

© 2016 Alle Rechte vorbehalten.











Projektträger



Zentralwohlfahrtsstelle
der Juden in Deutschland e.V.

PERSPEKTIV^{PLUS}
WECHSEL

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*

Freistaat
Thüringen



Ministerium
für Bildung,
Jugend und Sport



Thüringer Landesprogramm
für Demokratie,
Toleranz und Weltoffenheit

Freistaat
Thüringen



Institut für Lehrerfortbildung,
Lehrplanentwicklung
und Medien

Das Projekt wurde aus Mitteln des PS-LOS-SPAREN
der Thüringer Sparkassen unterstützt.



Finanzgruppe
Hessen-Thüringen

Die Wahrnehmung der Gegenwart ist häufig geprägt durch Vergangenheiten, die nicht unsere eigenen sind. Diese haben wir nicht erlebt, aber sie wirken in uns weiter und machen es uns genauso unmöglich darüber, zu sprechen, wie *nicht* darüber zu sprechen. Die Geschichte des Nationalsozialismus ist eine familienbiographische und gleichzeitig eine kollektive Angelegenheit. Sie prägt im Wesentlichen die Beziehungen der Generationen nach 1945 untereinander und nimmt Einfluss auf Positionierungen der Einzelnen sowie auf das gesamte Selbstbild der heutigen Gesellschaft.

Ihr machtvolles Nachwirken macht sich beispielsweise darin bemerkbar, wie die aktuellpolitischen Stimmungslagen heute wahrgenommen, gedeutet und eingeordnet werden. Das Erbe des Nationalsozialismus ist also in doppelter Hinsicht relevant: einerseits in den Familien zwischen den Generationen, anderseits in öffentlichen Debatten, Erinnerungsritualen wie auch Selbstverständnissen von Bildungsinstitutionen.
